

Konfliktkultur mit dem Evangelium

Anregungen

Einleitung

1. Voraussicht und Vertrauen
 - a. Sorgen – Von der falschen und der rechten Sorge
 - b. Planen – Wer einen Turm bauen will, muss auf seine Ressourcen schauen
 - c. Vergessene Vorsorge – Die Rückkehr der unreinen Geister
 - d. Bitten – Der zudringliche Freund
 - e. Vertrauen – „Bittet und ihr werdet empfangen---“
 - f. Weitsicht – Das Gleichnis vom Unkraut und vom Weizen

2. Prioritäten und Perspektiven
 - a. Geschäftigkeit – Maria und Martha
 - b. Verschwendung – Eine Sünderin salbt Jesus die Füße
 - c. Oberflächlichkeit – „Richtet nicht nach dem Augenschein...“
 - d. Rangstreitigkeiten – Wer ist der Größte?
 - e. Bescheidenheit – Über die Wahl der Plätze beim Gastmahl
 - f. Kleinlichkeit – Der Streit über das Fasten

3. Toleranz und Konsequenzen
 - a. Zusammenarbeit – Der fremde Wundertäter
 - b. Unverständnis – Der zwölfjährige Jesus im Tempel
 - c. Unfreundlichkeit – Die Ungastlichkeit der Samariter
 - d. Ausreden – Das Gleichnis vom Festmahl
 - e. Passivität – Das Gleichnis vom anvertrauten Geld
 - f. Fruchtlosigkeit – Das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum

4. Herausforderungen und Entscheidungen
 - a. Zwischen Vorschrift und Zuneigung
 - b. Zwischen Gott und Geld – „Man kann nicht zwei Herren dienen...“
 - c. Zwischen alt und neu – Kein neuer Stoff für ein altes Kleid!
 - d. Zwischen Loyalität und Protest – Die Steuerfrage
 - e. Zwischen Freundschaft und Feigheit – Die Verleugnung durch Petrus
 - f. Zwischen Macht und Dienst – Die Versuchungen Jesu

5. Ärger und Verwirrung
 - a. Schlechter Rat – „Weiche Satan...“
 - b. Verführung – Wehe, wenn jemand einen zum Bösen verführt!
 - c. Irrwege – Warnung vor Irrlehren
 - d. Verdächtigungen – Jesus beim Mahl mit den Zöllnern
 - e. Gerede – Rechenschaft über jedes unnütze Wort
 - f. Erwartungen – Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg

6. Härte und Verweigerung
 - a. Respektlosigkeit – Von der Entweihung des Heiligen
 - b. Missgunst – Der Ärger des älteren Bruders
 - c. Zorn – „wer seinen Bruder zürnt...“
 - d. Ablehnung – Die Ablehnung Jesu in seiner Heimat
 - e. Hass – Vom Hass der Welt gegen die Jünger
 - f. Verhärtung – Die Sünde gegen den Heiligen Geist

7. Vergebung und Neuanfang
 - a. Selbsteinschätzung – „Richtet nicht...“
 - b. Ermahnung – Verantwortung für den Bruder
 - c. Vergebung – „Wie ihr vergebt, so wird auch euch vergeben werden...“
 - d. Pflicht zur Vergebung – Wie oft soll man vergeben?
 - e. Verweigerte Vergebung – Das Gleichnis vom unbarmherzigen Samariter
 - f. Barmherzigkeit – Jesus und die Ehebrecherin

8. Zuverlässigkeit und Treue
 - a. Eindeutigkeit – „Euer Ja sei ein Ja...“
 - b. Pflichterfüllung – Das Gleichnis vom unnützen Sklaven
 - c. Beharrlichkeit – Das Gleichnis vom Sämann
 - d. Respekt – Die goldene Regel
 - e. Unbeirrbarkeit – „Du hast Worte ewigen Lebens...“
 - f. Durchhalten – Vom Höhepunkt der Not

9. Stärke und Gnade
 - a. Eifer – Die Vertreibung der Händler aus dem Tempel
 - b. Lebensstil – „Wer es erfassen kann, der erfasse es...“
 - c. Selbstbeschneidung – „Wenn dich dein Auge zum Bösen verführt...“
 - d. Gerechtigkeit – Aus den Seligpreisungen
 - e. Feindesliebe – Verhalten gegenüber den Feinden
 - f. Liebe – Das größte Gebot

Einleitung

Ich habe Konflikte, also bin ich.

Dieser Satz ist nicht nur unter Christen höchst aktuell. Aber oft geht es weniger um Sachprobleme, zu denen jeder seine eigene, auch entgegengesetzte Meinung haben kann (siehe Gaudium et spes 42), sondern um einen Evangelium-gemäßen Umgang miteinander, gerade in Konfliktsituationen.

Wie können Christen ihre Konflikte im Geist des Evangeliums lösen? Um das zu erkennen, gilt es, nachzulesen und zu betrachten, Zusammenhänge zu bedenken und Schlüsse zu ziehen: Was würde Jesus in diesem Fall raten?

Die vorliegenden Texte bieten dazu zahlreiche Anstöße, die insgesamt ein breites, umfangreiches, aber auch nicht vollständiges Bild einer christlichen Konfliktkultur vermitteln. Ergänzend wäre sicherlich auf die Briefe im Neuen Testament zu verweisen. Hier wird bei der Suche nach einer christlichen Konfliktkultur auch mancher ungewohnte Blick auf eine Bibelstelle geworfen, in der es zunächst um etwas ganz anderes geht. Auf diese Art – vom Leben zur Bibel – erhalten die Texte manchmal eine überraschende Perspektive. Das kann auch für die Leser/innen eine Anregung sein, sich auf ähnliche Weise mit eigenen Fragestellungen an die Bibel zu wenden, um in einer Antwort immer wieder Neues zu entdecken.

Walter Krieger

1. VORAUSSICHT UND VERTRAUEN

1.a. SORGEN – Von der falschen und der rechten Sorge

„Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug eigene Plage.“ (Mt 6,34)

Evangelium:

Von der falschen und der rechten Sorge (Mt 6,25-34, Lk 12-32)

„Mensch du bist frei! Du hast Zeit! Du hast ein Leben voll Freude vor dir! Du stehst über den vielen Bindungen und Verstrickungen der alltäglichen Sorgen, denn du lässt die Dinge des Alltags nicht zu Problemen auswachsen! Du weißt dich in den wichtigen Dingen von Gott getragen und kannst dich mit Gelassenheit zweit- und dritrangigen Fragen widmen, wenn sie auf dich zukommen. Nur eines ist wesentlich: zu lieben. Die Liebe baut das Reich Gottes auf. Sie ist Kraft, die allein eine die Menschen achtende, umfassende Gerechtigkeit errichten hilft. In deinen alltäglichen Pflichten kann der Blick frei bleiben für das Schöne und Spielerische der Schöpfung.“

Keine Sorge ändert etwas am Leben selbst, aber man kann in einer Haltung handeln, die sich nicht von Sorgen bestimmen lässt. Das wirklich Wichtige, die wahre Priorität im Leben ist Gott: Er befreit von Kleinmut, Ängstlichkeit und der Angestrengtheit im Alltag. Im Glauben kann man eine Leichtigkeit des Seins verspüren, die selbst in Mühe und Plage tief durchatmen und für das Gute dankbar sein lässt, das wie ein Geschenk aus den Händen Gottes empfangen werden darf.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur wird man sich nicht in Tätigkeiten und Diskussionen verstricken, die nur Kräfte binden, nur mühevollen Perspektiven bieten und sich um Selbstverständlichkeiten oder Trivialitäten drehen, die hochgespielt und zum Reiz-Thema gemacht werden. Wo man sich dem nicht entziehen kann, bleibt die innere Freiheit, Gott an die erste Stelle zu setzen und alles von ihm her zu betrachten.

Vielleicht ist eine daraus resultierende „Sorglosigkeit“ irritierend für jene, die sich in einzelnen Dingen sehr engagieren. Diese Haltung darf nicht mit Geringschätzung oder Gleichgültigkeit verwechselt werden. Sie ist jedoch imstande, den Dingen jene Bedeutung und jenen Wert zukommen zu lassen, der ihnen von Gott her gebührt.

Diese Haltung soll in einer christlichen Konfliktkultur gepflegt werden. Nichts ist letztendlich wichtig außer der Liebe, wobei „Liebe“ nie gegen die nötigen und aufgetragenen Beschäftigungen des Lebens ausgespielt werden kann. Im Gegenteil: Die Liebe durchdringt alles Tun und macht es wertvoller und passender.

In diesem Sin gibt es bei allen erdenkbaren Auseinandersetzungen, Streitfragen und Bemühungen eine klare Priorität für eine christliche Konfliktkultur: Gott. Er wird den Menschen keine Verantwortung abnehmen oder ihnen Leid und Kreuz ersparen. Aber er hilft zu tragen, zu ertragen und durchzuhalten. Und er wird alles zur rechten Zeit geben, was man braucht. Das ist eine Einladung des Vertrauens in die Verheißung Jesu. Ihre Erfüllung ist zugesagt.

1.b. PLANEN – Wer einen Turm bauen will, muss auf seine Ressourcen schauen

„Sonst könnte es geschehen, dass er das Fundament gelegt hat, dann aber den Bau nicht fertigstellen kann. Und alle, die es sehen, würden ihn verspotten.“ (Lk 14,29)

Evangelium:

Vor einem Unternehmen erst die Mittel kalkulieren (Lk, 14,28-32)

Dieses Gleichnis sollte nicht zu schnell verstanden werden. Der Bau eines Turmes ist ein klar kalkulierbares Projekt, das durchgeplant werden muss. Nur ein höchst naiver, dummer Mensch würde das nicht tun und logischerweise verdienten Spott ernten.

Jesus sagt nicht, dass die Leute dem Dummen beistehen und dessen Turmbau vollenden sollen. Wer sich eine solche Situation aus freien Stücken eingehandelt hat, soll seine selbst eingebrockte Suppe auch auslöffeln. Schaden hat nur er selbst. Das sinnlos herumstehende Fundament bleibt als Mahnmal der Schande und als Anregung für immer neuen Spott sichtbar bis – im wahrsten Sinne des Wortes – Gras darüber gewachsen ist.

Auf ähnliche Art ist nach Jesu Worten ein König verpflichtet, die Kampfkraft seiner Truppen richtig einzuschätzen und gegebenenfalls in einen – nachteiligen (?) – Frieden einzuwilligen, bevor der Krieg nur noch mehr zerstören kann. Es geht vor dem Beginn eines Unternehmens um möglichst umfassende Überlegungen bezüglich der eigenen Kräfte und Möglichkeiten. In diesem Sinn könnten beim Beispiel des Königs und seiner halb so großen Armee Umstände vorhanden sein, die ihn doch stärker machen, z.B. Bewaffnung, Motivation, Strategie, Geländevorteil usw. Dann könnte er sich sehr wohl dem anderen entgegenstellen. Wo dies nicht zutrifft, bringt es nichts, gegen einen überlegenen Gegner zu kämpfen. (Dieses Gleichnis ist allerdings keine Empfehlung für ein Verhalten in einem realen Kriegsfall.)

Bei voraussichtlich unüberwindbaren Schwierigkeiten soll man eine Sache bleiben lassen, auch wenn sie noch so interessant und imageträchtig ist.

Diese Anregung kann man im Sinn einer christlichen Konfliktkultur bei Plänen jeder Art bedenken: bei Projekten, beim Streben nach einer Position, usw. Die richtige Kenntnis der eigenen Fähigkeiten und ausreichendes Wissen über eine Beschaffung der notwendigen Mittel ist wesentlich. Genaues Planen ist unumgänglich.

Auch wenn dies nicht immer möglich ist. Manchmal entwickeln sich Dinge, Prozesse laufen ab, ein zweiter Schritt wird erst nach dem ersten klar. Die eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten können entwickelt werden und man kann mit einer übernommenen Aufgabe auch wachsen. – Aber man muss überlegen, ob und inwieweit das realistisch vorstellbar ist.

1.c. VERGESSENE VORSORGE – Die Rückkehr der unreinen Geister

„...dann geht er und holt sieben andere Geister, die noch schlimmer sind als er selbst. Sie ziehen dort ein und lassen sich nieder. So wird es mit diesem Menschen am Ende schlimmer werden als vorher.“ (Lk 11,26)

Evangelium:

Rückkehr der unreinen Geister (Mt 12, 43 - 45, Lk 11,24 - 26)

Hurra! Jemand ist etwas Negatives losgeworden. Er hat eine störende Gewohnheit abgelegt, eine schlechte Eigenschaft überwunden, eine ungute Fixierung auf etwas fallengelassen (ein Hobby, eine falsche Priorität, eine schlechte Beziehung usw.). Oder eine Gemeinschaft ist jenen losgeworden, der sie blockiert und negativ beeinflusst hat...

Die Bibelstelle erzählt dann weiter, wie dieses negative Element quasi herumirrt und dann wieder an seinem früheren Wirkungsort Nachschau hält. Und hier hat sich nichts verändert, außer dass aufgeräumt und das Haus geschmückt wurde! Das heißt, der Besitzer des Hauses hat sich in der Zwischenzeit um Äußerlichkeiten gekümmert. Er hat nach dem Verschwinden des Negativen nichts an dessen Stelle gesetzt, nichts Neues angefangen, nichts Gutes entwickelt, keinen Gast eingeladen, sich nicht nach einer positiven Wertordnung orientiert usw. ...

Oder: Die Gemeinschaft hat sich nicht weiterentwickelt. Sie ist stehengeblieben bei netten, aber unnötigen Dingen. So ist sie wieder angreifbar – und zwar an demselben Punkt wie zuvor. Geblieben ist ein Stück hübsch verzierte Leere, eine Unerfülltheit, die als Vakuum natürlich Platz zur Füllung bietet...

Das Aussehen des Hauses kann wie eine herzliche Einladung an den wirken, der gerade vorbeikommt. So scheint es der unreine Geist in dieser Erzählung aufzufassen. Denn er versteht den Schmuck als Aufforderung für eine spontane Willkommensparty, zu der er selbstverständlich seine Freunde gleicher Art mitbringt. Der Hausherr wird damit überrollt. Er leistet nicht den geringsten Widerstand. Seine Chance zur Abwehr hat er längst vertan. Eigentlich hat er nie etwas unternommen, um die Rückkehr des Negativen zu verhindern. Er fällt in seinen früheren Trott zurück, wird wieder von unschönen Neigungen, Gewohnheiten usw. beherrscht und zwar in noch größerem Maß als zuvor. Natürlich will er das nicht, aber seine Passivität in der Zeit, als er etwas hätte tun können, rächt sich. Mit der Schwäche seines Willens und mit seiner Antriebslosigkeit hat er sich in die Hände derer begeben, die nun ihr Spiel mit ihm treiben können.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur ist diese Bibelstelle eine Warnung, am Punkt eines gelösten Konflikts stehenzubleiben. Es gilt, sofort Neues und Gutes substanzial an die Stelle der überwundenen Schwierigkeiten zu setzen! Selbst wenn nach überstandenen Auseinandersetzungen wenig Kraft bleiben sollte, muss die Zeit und die Chance sofort

genützt werden. Kurz darauf könnte es zu spät sein, könnte man von vergangen Geglauubtem eingeholt werden.

Ähnliches gilt für eine Gemeinschaft. Wo sich diese nicht wirklich positiv weiterentwickelt, tauchen alte und neue Schäden in noch größerem Maß auf. Neue Strukturierungen, Reformen, Veränderungen usw. müssen tiefgehend sein. Bleiben sie an der Oberfläche, werden sie in Frustration und Nutzlosigkeiten umschlagen.

Wer einen Weg geistlichen Lebens beginnt, wird mit dieser Bibelstelle eindringlich gewarnt, bei den ersten sichtbaren Erfolgen einer Lebensorientierung nach dem Evangelium zu verweilen. Ohne nächsten Schritt, ohne eine Füllung des entstandenen Freiraums, auf welche Art auch immer, fällt man zurück. Die Enttäuschung darüber ist gefährlich, denn allzu leicht schiebt man die Schuld anderen zu: einem langweiligen Gottesdienst, einem dummen Wort eines kirchlich Engagierten, einer Nicht-Erfüllung eigener Vorstellungen in der Kirche usw. Aber zu den tieferen Fragen des Glaubens kommt es nicht mehr. Sie werden unter der entstandenen Irritierung verschüttet.

Bemühte und Enttäuschte, die einen Schritt einmal zu wenig konsequent gegangen sind, können de facto hinter die Anfänge ihrer Glaubensbeziehung zurückfallen und entfremdet werden. Das mag sich durch negative Früchte zeigen: Kritiksucht, Rechthaberei, Ungeduld, Absolutheitsanspruch für die eigene Meinung, Intoleranz, Unfähigkeit zum Zuhören, Desinteresse an der Feier Gottes und am Evangelium, tendenziöse Wahrnehmung von Ereignissen, Einseitigkeit, Flucht in äußere Fragen usw. Das hat Auswirkungen auf die ganze Gemeinschaft, d.h. auf alle, die gemeinsam unterlassen haben, sich weiterzuentwickeln und in die Tiefe zu gehen. Eine christliche Konfliktkultur muss die Notwendigkeit des nächsten Schrittes zum Wesentlichen vor Augen haben, damit Böses dauerhaft überwunden und Gutes stabil aufgebaut wird.

1.d. BITTEN – Der zudringliche Freund

„Ich sage euch: Wenn er schon nicht deswegen aufsteht und ihm seine Bitte erfüllt, weil er sein Freund ist, so wird er doch wegen seiner Zudringlichkeit aufstehen und ihm geben, was er braucht.“ (Lk 11, 8)

Evangelium:

Das Gleichnis vom zudringlichen Freund und von der zudringlichen Witwe (Lk 11, 5-8, Lk 18, 1-7)

Ein Lob der Zudringlichkeit! Doch es geht den Zudringlichen hier um eine gerechte Sache: der Freund braucht einen Freundschaftsdienst, die Witwe benötigt ein gerechtes Urteil durch den Richter. Trotzdem ist es unangenehm für den Freund, mitten in der Nacht jemandem einen Gefallen zu tun. Der andere befindet sich in keiner existenziellen Notlage; ihm fehlt nur etwas zu essen für seinen unerwarteten Gast. Es ist allerdings naheliegend, das Fehlende vom Freund zu erbitten, der Gründe hat, den Wunsch zu erfüllen. Die Bitte ist einsichtig, sodass sie unter Freunden sicher erfüllt werden wird. Ein Konflikt könnte nur bei einer Verweigerung der Hilfe entstehen, was zugleich den Bruch der Freundschaft bedeuten würde. Ein Freund, der nicht helfen will, ist kein Freund. Man kann dem Vertrauten ruhig einiges zumuten und sich dessen Hilfsbereitschaft sicher sein.

Die Witwe hat es schwerer, zu ihrem Recht zu kommen. Lange wird sie hingehalten, bis ihre Ausdauer doch siegt. Dabei wird ihr Drängen nie schwächer oder kleinlauter. Im Gegenteil: sie kann wohl an Eindringlichkeit zulegen, sonst würde im Richter nicht die Angst vor einem Eklat wachsen.

Eine christliche Konfliktkultur kann hier mehreres herauslesen. Berechtigten Forderungen ist gemäß der Freundschafts-, Nachbarschafts-, Verwandtschafts-, Berufspflicht nachzukommen. Wo mir gegenüber diese Pflicht vernachlässigt wird, habe ich darauf zu bestehen. Dabei ist das Hinterherlaufen einer arroganten, ignorierenden, vielleicht hochgestellten Persönlichkeit mühsam. Ich darf mich nicht entmutigen lassen, sondern muss diese unbeirrbar immer von neuem drängen, das zu tun, wozu sie eigentlich da ist. Zu hoher Respekt oder Unterwürfigkeit sind nicht angebracht, schon gar nicht gegenüber jemandem, der sich seiner Macht bewusst ist und diese manchmal auch willkürlich verwendet oder verweigert.

Schließlich wird – nicht auf die feine Art – eine öffentliche Ohrfeige in Aussicht gestellt, um der Bitte Nachdruck zu verleihen. Das hat endlich Erfolg. Damit wäre der Richter an einer schwachen Stelle getroffen. Denn sein Ansehen in der Öffentlichkeit würde einen Kratzer erleiden, sogar durch eine kleine unbedeutende Frau.

Hier kann sich eine christliche Konfliktkultur Ermutigung holen, nie von berechtigten Forderungen abzulassen, furchtlos immer wieder Gerechtigkeit zu fordern und ihnen notfalls mit eindrucksvollen Mitteln Nachdruck verleihen. Gott selbst steht hinter dem Recht. Es ist angemessen, Gott um Kraft und Phantasie zu bitten, wenn man sich für Gerechtigkeit einsetzt.

Dass die Durchsetzung von Recht nicht immer einfach ist, soll an einem Engagement nicht hindern. Da und dort, ab und zu, hilft es, rettet es vielleicht ein Menschenleben und überwindet mit Ausdauer, Hartnäckigkeit und Kompromisslosigkeit auch Mauern der Gleichgültigkeit, der Ablehnung, der Bürokratie und des Zynismus.

1.e. VERTRAUEN – „Bittet und ihr werdet empfangen“

„Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten.“ (Joh 15,7)

Evangelium: „Bittet und ihr werdet empfangen“ (Mt 7,7-11, Mk 11, 24, Lk 11,9-13, Joh 14, 13-14; 15,7; 16, 23-24)

Die Grunddimension der Beziehung der Christen zum Vater vollzieht sich im lebendigen Kontakt. Man weiß sich von Gott geführt und vertraut seiner Vorsehung. Trotzdem bleibt die Aufgabe, alles in der eigenen Kraft Stehende für eine gute Lebens- und Weltgestaltung zu tun. Gott verspricht seine Unterstützung in höchstem Maß, lässt aber Freiheit und nimmt deshalb niemandem die Verantwortung für sein Leben ab.

Selbstverständlich gehört das Gespräch mit Gott in all seiner Breite zum christlichen Alltag. Jederzeit sind daher Bitten angebracht, deren Erfüllung im Sinn Gottes zugesagt wird, was aber nicht immer den eigenen Vorstellungen entspricht.

Bitten haben auch ihren Platz in einer christlichen Konfliktkultur. Hier wendet man sich an Gott, um für die rechte Sicht, die Kraft, die Lösung eines Konflikts zu beten. Gottes Konfliktbewältigung mag anders aussehen, als wir es wünschen, aber sie wird zu ihrer Zeit gründlicher und tiefer befreien, als es je die Konfliktlösungsinstrumentarien tun können, die den Menschen immer schon zur Verfügung stehen (würden). Zuerst muss das Herz berührt werden. Das geschieht nur, wenn Gott hilft. So führt das Bitten angesichts von Konfliktsituationen überraschenderweise zu einer Bitte für ein weises, unverzagtes Herz (vgl. Mt 13, 20, Mt 15, 18, Mk 7, 19-21, Mk 16, 15, Joh 12, 49). Dazu lassen sich z.B. folgende Anregungen finden:

Altes Testament:

gottliebend (Dtn 6,5), von Gott bewohnt (1 Sam 10,26), aufrichtig (1 Kön 3), hörend (1 Kön 3,9), weise, verständig (1 Kön 3,12), weit (1 Kön 5,9), von Gott erfreut (Ps 19,9), auflebend (Ps 22,27), angstfrei (Ps 25,17), Gott vertrauend (Ps 28,7), nach Gott gebildet (Ps 33,15), zu Gott gelenkt (1 Kön 8,58), ungeteilt (1 Kön 8,61), Gott suchend (1 Chr 22,19), ehrlich (2 Chr 19,9), redlich (Ps 7,11), Gott hingegeben (2 Chr 31,21), gotttreu (Neh 9,8), hoffend (Jdt 6,9; 2 Makk 1,3), fest (Ijob 41,16), allein auf Gott gerichtet (Ps 86,11), nicht bösen Worten zugeneigt (Ps 141, 4), fröhlich (Spr 15,13), für Gott leidenschaftlich (Spr 23,17), für Gott bereit (Sir 2,17), gottliebend (Sir 47,8), zu Gott umgekehrt (Jer 24,7), verständig (Bar 2,31), anders, lebendig, neu (Ez 11,19)

Neues Testament:

rein (Mt 5,8), alles kommt aus dem Herzen (Mt 15,18), nicht verstockt (Mk 3,5), brennend (Lk 24,32), nicht verwirrt (Joh 14,1), nicht beunruhigt und nicht verzagt (Joh 14,27), einfältig

(Apg 2,46), von der Liebe Gottes erfüllt (Röm 5,5) Gott gehorsam (Röm 6,17), von Jesus Christus bewohnt (Eph 3,17), vom Frieden Christi beherrscht (Kol 3,18), gefestigt (1 Thess 3,13 2 Thess 3,5) stark (Jak 5,8), von Gott gelenkt (Offb 17,17)

Diese Bitte schließt alle ein, besonders jene, die in einen Konflikt verstrickt sind.

Dass dem rechten Bitten rechte Taten folgen, resultiert aus dem Gebet, aus dem Hören und Befolgen des Willens Gottes. Die Liebe, die größte Kraft der Überwindung des Bösen und Trennenden, muss das Herz erfüllen.

Mit einem Beten um ein rechtes Herz ließe sich auch ein neuer Zugang zu einer lebensnahen Herz Jesu-Verehrung finden.

1.f. WEITSICHT – Das Gleichnis vom Unkraut und vom Weizen

„Lasst beides wachsen bis zur Ernte. Wenn dann die Zeit der Ernte da ist, werde ich den Arbeitern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündeln, um es zu verbrennen; den Weizen aber bringt in meine Scheune.“ (Mt 13,30)

Evangelium:

Das Gleichnis vom Unkraut und vom Weizen (Mt 13,24-30. 34-36)

Der Mann tut sein Möglichstes, damit seine Arbeit gute Früchte hervorbringt. Aber es gibt ein Problem, das sich erst im Laufe der Zeit zeigt. Der Mann und all seine Mitarbeiter haben geschlafen – wie jeder Mensch nicht immer nur wachsam sein kann – und der erwähnte Feind braucht nur ein paar Minuten, um seine Saat des Misstrauens und der Verwirrung zu säen.

Alles braucht seine Zeit zum Wachsen, bevor die Qualität der Pflanzen sichtbar wird. Das Gute und das Böse, das Nützliche und das Unnütze, das Wichtige und das Überflüssige sind manchmal nicht sofort unterscheidbar. So kommt das große Erstaunen, die Erkenntnis und die kritische Rückfrage erst später: Wurde von uns nicht nur Gutes gesät? Haben wir nicht das Beste gewollt? Wieso ist das Ergebnis anders?

Die Antwort ist einfach: Von außen kommt das Problem, das aber jetzt mitten unter uns Wurzeln geschlagen hat. Damit stehen wir vor einem Dilemma: zwar könnten wir alle Störungen beseitigen, aber das wäre mit einem enormen Aufwand verbunden. Zwangsläufig würden wir manches Gute mitzerstören: wo etwa die Wurzeln von Unkraut und Weizen zu nahe beisammen sind; wenn aus Versehen ein guter Halm entfernt wird; wenn im Eifer der Arbeit andere Weizenhalme niedergetreten werden oder überhaupt die Pflege des Feldes vor lauter Ausreißen zu kurz kommt.

Natürlich könnte man sich dem Ärgerlichen widmen und ein Verärgerter bleiben. Im Blick hat man das Störende. Auf die Pracht des Weizens achtet man nicht – soll man unter diesen Umständen gar nicht achten –, da man auf das Unkraut fixiert ist.

Die Trennung zwischen Brauchbarem und Unbrauchbarem in diesem Gleichnis erfolgt erst bei der Ernte. Diese Unterscheidung ist konsequent. Das vielleicht schön blühende Unkraut kommt weg, denn nur der Weizen ist sinnvoll und kann Nahrung abgeben.

Die Deutung dieses Gleichnisses kann auf mehreren Ebenen erfolgen. Jesus stellt es in den Zusammenhang mit dem Gericht am Ende der Welt (Mt 13, 36-52). Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur möchte ich aber auch andere Anregungen geben:

Da ist einmal die gute Absicht und die eigentlich fehlerfreie Ausführung des Plans durch den Mann: Er tut sein Bestes. Dass dennoch Störungen kommen, liegt nicht an ihm. Das ist schlicht eine Realität, die er nicht verhindern kann. Ebenso ist Schlaf, die Müdigkeit, die Unachtsamkeit, eine nicht überwindbare Realität des Lebens. Sogar die mangelnde Wachsamkeit gegenüber der Sünde bzw. deren Einfluss ist für einen endlichen Menschen

unvermeidbar. (Und deshalb braucht es das Bemühen um fortwährende innere Erneuerung bzw. Umkehr.)

Das nutzt der „Feind“ aus, der vom Guten ablenken will. Einerseits können die eigenen Gedanken, Worte und Taten, die in Unachtsamkeit entgleiten und Unruhe stiften, der Grund für eine kurzzeitige Vernachlässigung der Ernte sein. Andererseits kann das Problem von außen durch Störenfriede verursacht werden, die man als solche vielleicht gar nicht erkennt und deren Tun man nicht durchschaut. Erst im Nachhinein weiß man mehr. Dann sind diese meistens weg; eventuell sitzen sie noch da, haben aber in der Zwischenzeit von ihrem feindlichen Tun abgelassen.

Man sieht das Durcheinander von Gutem und Ungutem. Dabei ist Unkraut oft bunter und prächtiger als Getreide. Für den außenstehenden Betrachter, sogar für Insider, die nichts mit Feldarbeit zu tun haben, mag das ein hübscher Anblick sein. Vom Gesichtspunkt eines Malers zum Beispiel könnte das Unkraut sogar als das Bessere betrachtet werden. Aber die Mitarbeiter lassen sich von diesem äußeren, rein ästhetischen Eindruck nicht beirren. Doch eine Verwirklichung ihrer Idee, das ganze Unkraut zu entfernen, würde in keinem Verhältnis zum Aufwand stehen. Außerdem kann der Eifer gegen das Unnütze blind machen für das Nützliche. Wer intensiv mit dem Ausreißen zu tun hat, kann zumindest zeitweise seine eigentliche Aufgabe der Pflege vergessen. Das soll nicht übersehen werden: nicht bei der Beobachtung von Ereignissen in Kirche und Welt, nicht bei Unternehmungen in kleinen Gruppen, nicht bei der Betrachtung eines Mitmenschen, nicht bei der eigenen Gewissenserforschung über das Ackerfeld in mir selbst.

Eine Entscheidung steht für die Zeit der Ernte an und folgt unter dem ursprünglichen Gesichtspunkt: Es soll Weizen sein! Es soll Getreide geerntet werden! Das ist vielleicht langweiliger als Blumenpflücken und mag weniger Spaß machen. Aber man muss sich klar vom Unkraut verabschieden, ohne falsche Rücksichtnahme, ohne verärgerten Rückblick und ohne übermäßige Wut über den Feind oder über die zusätzliche, mühsame Arbeit. Die entscheidende und wichtigste Aufmerksamkeit gebührt dem guten Getreide, das für die Verwertung als Nahrung, als lebenswichtiges Gut aufbewahrt und zu seiner Zeit verwendet werden soll.

Aus diesem Gedanken ergibt sich eine Vielfalt von Anstößen für eine christliche Konfliktkultur. Bedeutsam ist die Ruhe und Konsequenz des Mannes, der nicht über Verwirrung klagt, sich nicht beim Negativen oder dessen Beseitigung aufhält, sondern das gute Ziel immer vor Augen behält; der alles bedenkt, was diesem Ziel auch unter veränderten Umständen und unter Störungen am dienlichsten ist. Er bleibt gegenüber dem Unguten unbeirrbar. Er bringt das Erreichte in Sicherheit für seinen späteren, lebenswichtigen, unspektakulären Zweck.

2. PRIORITÄTEN UND PERSPEKTIVEN

2.a. GESCHÄFTIGKEIT – Maria und Martha

„Der Herr antwortete: Martha, Martha du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eins ist notwendig.“ (Lk 10,38-42; Joh 12,1-2)

Evangelium:

Maria und Martha (Lk 10, 38-42; Joh 12, 1-2)

Die zuhörende Maria ist keine Hilfe für die fürsorgliche und fleißige Martha. Ihr scheinbar passives Verhalten ärgert die aktive Martha, denn sie fühlt sich im Stich gelassen. Jesus bezweifelt Marthas Gefühle nicht, die „objektiv richtig“ sind, aber er löst den Konflikt auf einer anderen Ebene mit der Frage: „Was ist wirklich wichtig?“. Kein Zweifel an der Notwendigkeit von Marthas Tun, aber diesem gebührt jetzt kein Vorrang. Die Gastfreundschaft verlangt, dass alles rund um den Gast funktionieren soll. Doch zuerst kommt der Gast selbst.

Um dieses vorrangige Hören auf Jesus sollte es auch in der Welt und in der Kirche von heute mit all ihrer notwendigen Geschäftigkeit gehen. Das Zuhören und das Bei-ihm-Sein sind wichtiger und „besser“. Alles andere ist nachgeordnet.

Hier soll nicht Aktion und Kontemplation, die Tat und das (meditative) Mit-Jesus-Sein gegeneinander ausgespielt werden. (Alles zu seiner Zeit.) Aber von vornherein ist das Mit-Jesus-Sein *wesentlicher*.

Ich möchte einen Gedanken anschließen, der in den Bereich einer Familienkultur gehört. Die Familie ist der ausgeprägteste Ort gegenseitiger Fürsorge und des gemeinsamen Gestaltens der kleinen Lebenswelt. An erster Stelle stehen die Personen. Die gemeinsame Haushaltsführung, die Sorge um das Funktionieren und Organisieren des Alltags, die Ordnung im Kinderzimmer, die 1000 Dinge rundherum, so notwendig sie sind, sie kommen „danach“.

Das Daheim-Sein bei Menschen ist wichtiger als in Räumen, als das Funktionieren des Alltags. Mit dem Vorrang der Person vor allen Aktivitäten wird nicht dem Nichtstun das Wort geredet, sondern einer Atmosphäre, in der es spürbar um den Menschen geht. Das ist Geborgenheit und Heimat.

Es sind weitere Blickwinkel auf diese Bibelstelle denkbar, vor allem in Richtung auf unsere Gemeinden und Gruppierungen. Schließlich entlasten Jesu Worte davon, ständig etwas tun zu müssen. Man darf Zeit haben für Menschen, selbst in der größten Geschäftigkeit, man soll es sogar. Zwar kennt jeder die innere Anspannung, wenn man das Tun notwendiger Dinge

aufschieben muss, weil man durch einen Menschen oder ein Ereignis gehindert wird... Eine christliche Konfliktkultur steht dann vor der Herausforderung, in innerer Freiheit die gegenwärtige Stunde Gott zu schenken (sie ihm „zu opfern“). So beginnt eine von Gott geschenkte Souveränität über die Zeit, die als Gnade und als innerer Friede geschenkt wird. Aber das ist ein weiter Weg.

2.b. VERSCHWENDUNG – Eine Sünderin salbt Jesus die Füße

„Die Armen habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer bei euch.“ (Joh 12,8)

Evangelium:

Die Begegnung Jesu mit der Sünderin (Mt 26,6-13, Mk 14,3-9, Lk 7,36-50, Joh 12,3-8)

Diese Situation wird im Evangelium in unterschiedlichen Zusammenhängen erzählt. Bei Lukas findet diese Begegnung im Haus eines Pharisäers in der Zeit von Jesu öffentlichem Wirken statt (und nur hier ist von einer „Sünderin“ die Rede). Bei Matthäus, Markus und Johannes ereignet sich dies in Bethanien am Vorabend des „letzten Abendmahls“.

Bei Lukas erregt sich der Pharisäer darüber, dass die Sünderin eine Sünderin ist und sich in seinem Haus um seinen Gast kümmert. Jesus weist jedoch auf die Aufmerksamkeit und Wohltat dieser Frau hin. Dass eine Sünderin aufmerksamer und gastfreundlicher als der Gastgeber ist, muss diesen beschämen – und hoffentlich zu einem Stück Selbsterkenntnis führen.

Jesus erklärt, dass Sünden auf der einen Seite durch Liebe auf einer anderen Seite vergeben werden. Von Umgekehrtem ist nicht die Rede. („Wenn ich etwas Gutes tue, kann ich mir die eine oder andere Sünde schon leisten.“: Das wäre unsinnig.)

Für eine christliche Konfliktkultur ist das ein Aufruf, in der Person des anderen stets den ganzen Menschen, und da vor allem seine guten Seiten zu sehen. Eine Abkapselung gegenüber jemandem, der Falsches getan hat oder noch tut, verbietet sich. Vielleicht ist jener sogar einem „Gläubigen“ an Freundlichkeit, Spontanität der Zuwendung und Aufmerksamkeit für die alltäglichen Bedürfnisse überlegen. Vielleicht ist der Pharisäer – und mancher unter uns – so scharfsinnig und an einem klugen Gespräch interessiert, dass er und wir das Naheliegende übersehen bzw. gar nicht verstehen.

In positivem Sinn kann mit einiger Phantasie eine Anregung für eine Sitzungskultur entnommen werden: die Begrüßung, das Willkommenheißen der Anwesenden, eine kleine Aufmerksamkeit sind *unter Umständen* vor Gott wichtiger als der Inhalt der Besprechung selbst, was deren sachliche Bedeutung nicht schmälert...

Bei Matthäus, Markus und Johannes regen sich Apostel über die Verschwendung auf (bei Matthäus sind es „die Jünger“, bei Markus „einige“, bei Johannes nur „Judas“). Man hätte das Geld für die Armen sinnvoller verwenden können. Aber Jesus ist kein „Moralist“. Er fordert keine ausschließliche Verwendung des Geldes für die Linderung von Not, die niemals vollends beseitigt werden kann. Das ist eine Erleichterung, da man ansonsten ununterbrochen aufgefordert wäre, über jeden Cent nachzudenken und sich letztendlich vor Gott zur Rechenschaft gezogen zu wissen. Das wäre kleinlich, vor allem, wenn man sowieso immer wieder finanzielle und andere Beiträge als Hilfe für Bedürftige leistet. Jesus bricht

eine Lanze für das Verschwenderische der Liebe. Liebe ist ein Fest. Und ein Fest muss gefeiert werden. Knausrigkeit ist hier fehl am Platz.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur ist die Verschiedenheit der Aufgaben in unserer Kirche zu beachten. Sie können nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sowohl für die Caritas als auch für die künstlerische Gestaltung von Gottesdiensträumen soll Geld Verwendung finden, ohne dass jemand dem anderen Zweck seine Berechtigung absprechen oder bis auf den Cent genau die Notwendigkeit des Aufwandes kontrollieren müsste. Sicher ist zwischen wichtigen und unwichtigen Aufgaben zu unterscheiden. Und viele wichtige Bereiche bräuchten immer mehr finanzielle Unterstützung, als sie erhalten.

Das Maß des Evangeliums zeigt den Vorrang jener Dinge, in denen mehr Liebe ist. Jesus geht es nicht um eine wirtschaftliche Kosten-Nutzen-Rechnung, sondern um das Beispiel der Liebe, das diese Frau tatsächlich für die ganze Welt gegeben hat.

Um nicht beim Geld stehen zu bleiben, soll auf etwas hingewiesen werden, mit dem ebenso umzugehen ist: auf die Zeit, die einerseits den notwendigen Tätigkeiten gewidmet sein muss, andererseits erst im verschwenderischen Freiraum der Liebe ihre Erfüllung findet. Aktion und Kontemplation gehören zusammen, Rastlosigkeit oder ausschließliche Beschaulichkeit sind keine Tugenden. Arbeit und Muße, Pflichterfüllung und Freude müssen gemeinsam Raum in einer christlichen Lebensgestaltung haben. Wie weit orientieren wir uns daran in unseren kirchlichen Engagements?

2.c. OBERFLÄCHLICHKEIT – „Richtet nicht nach dem Augenschein“

„Urteilt nicht nach dem Augenschein, sondern urteilt gerecht!“ (Joh 7,24)

Evangelium:

Richtet nicht nach dem Augenschein (Joh 7,24)

Auch ohne Kenntnis der vorangegangenen Diskussion mit den Pharisäern über eine Heilung am Sabbat ist dieser Satz für sich allein verständlich. Was steckt da alles drinnen?

Jesus fordert die Pharisäer auf, doch einmal genau zu überlegen, was geschehen ist: nämlich Heilung! Gerade der Tag des Sabbats ist ein Zeichen des Bundes, der Geschichte Gottes mit den Menschen. Der Sinn des Sabbats ist es, das Heil Gottes gegenwärtig zu zeigen. Genau das geschieht durch Jesus, allerdings nicht nach den üblichen bzw. ausgedachten Regelungen, die den eigentlichen Sinn des Sabbats in den Hintergrund gedrängt hatten.

Jesus wundert sich.

Da dieser Konflikt um den Sabbat immer wieder auftaucht, wird Jesus später ärgerlich und zorniger. Denn die Pharisäer sind nicht im Geringsten bereit, auch nur einen Millimeter von ihren festgefahrenen Anschauungen abzugehen. Sie bemühen sich nicht, die Dinge einmal von einem anderen Blickwinkel aus zu betrachten. Jesus fordert sie dazu vergeblich auf. Den Pharisäern genügt der Anblick der Fassade, um die sie sich sorgen. Das Innere des Hauses interessiert sie nicht wirklich. „Richtet nicht nach dem Augenschein“, das heißt: Es ist nicht so, wie es (für euch) scheint.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur sollte man überlegen, ob der eigene Blickwinkel nicht zu eingeschränkt ist. Hat man sich bemüht, mit verschiedenen Gesichtspunkten ein Ereignis zu betrachten? Wurde bei der Beurteilung einer Situation der Versuch gemacht, Gott und seine Gerechtigkeit in die Überlegungen einzubeziehen? Ist etwas abzulehnen, weil es nicht ins Konzept passt?

Dass es Konzepte braucht, die einzuhalten sind, ist unbestreitbar. Sie müssen jedoch flexibel, offen, hinterfragbar und auf die Einzelsituation hin veränderbar sein.

Die Pharisäer machen im Sinn einer christlichen Konfliktkultur zwei weitere Fehler. Erstens wird aufgrund einer einzigen Differenz ein Mensch in seiner Gesamtheit abgelehnt. Der Dissens zu Jesus tritt so stark in den Vordergrund, dass viele Gemeinsamkeiten nicht mehr bemerkt werden. Von der Geschichte her ist offensichtlich, dass Jesus in der Pluralität der israelitischen Gesellschaft gerade den Pharisäern am nächsten gestanden ist. Die vielen Gespräche und Begegnungen zeigen, dass es zahlreiche Berührungspunkte gibt. Schließlich waren einzelne Pharisäer Anhänger Jesu und er war bei ihnen zu Gast (vgl. Lk 7,36; 13,31; Joh 3,1). Vielleicht war deshalb die Enttäuschung und die Empfindlichkeit zwischen Jesus und den Pharisäern so groß. Man hat nicht verstanden, warum es unüberwindbare Gegensätze gibt, wenn doch manches Grundlegende unbestritten ist.

Aber das liegt an dem zweiten, immer wieder zu Sprache gebrachten Fehler der Pharisäer: ihr mangelnder Blick für eine von Gott kommende Gerechtigkeit, die irdische Vorstellungen und Handlungskriterien übertrifft. Unter Menschen kommt es immer zu Konflikten, aber eine christliche Konfliktkultur weiß, dass alles Geschriebene, Gesagte, Festgelegte und Geplante vor Gott relativiert werden muss. Nur dann hat er eine Chance, dass in den von ihm angesprochenen Menschen Gerechtigkeit errichtet wird.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur kann dieses „Richtet nicht nach dem Augenschein“ losgelöst von der beschriebenen Auseinandersetzung noch anders gewertet werden.

Ereignisse sehen dann nicht nur „schlecht“ aus und sind es doch „gut“, sondern auch umgekehrt. Was augenscheinlich anziehend, gelungen und beeindruckend ist, kann eine Fassade sein, hinter der sich nichts Schönes befindet.

Eine Beurteilung von Situationen oder von Menschen darf nicht vorschnell geschehen. Die Erfahrung zeigt beides: Der wahre Wert kann verborgen sein und man lernt ihn erst kennen, wenn man eine unfreundliche Schale durchdrungen hat. Oder: Was am Anfang so begeisternd ist, erweist sich später als nichtig und hohl.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass nicht unbedingt die Bekanntesten, Beliebtesten und Talentiertesten jene sind, die automatisch inneren Tiefgang haben. Manchmal wird Menschen auch dadurch Unrecht getan, weil sie höher eingeschätzt werden, als ihnen zukommt. Und damit fehlt ihnen vielleicht eine Chance zur Umkehr.

Was wirklich vor Gott Wert hat, mag sich eben nicht beim ersten Augenschein zeigen. Das redliche Leben ist unscheinbar und doch groß vor Gott. Die alltäglichen Bemühungen als Mitmensch zählen mehr als die Organisation großer Veranstaltungen und die Durchführung beeindruckender Projekte. Kleine Aufmerksamkeiten sind bedeutsamer als einzelne großartige Bezeugungen von Dank und Zuneigung. Die kleinen Gespräche und die aufmunternden Worte zwischendurch sind wichtiger als niveauevolle Diskussionen mit angesehenen Partnern. Der Kontakt mit einfachen Menschen ist vielleicht wesentlicher, als wenn angesehene Persönlichkeiten im Haus ein- und ausgehen. Eine christliche Konfliktkultur wird versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen.

2.d. RANGSTREITIGKEITEN – Wer ist der Größte?

„Da setzte er sich, rief die Zwölf und sagte zu ihnen: Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und der Diener aller sein.“ (Mk 9,35)

Evangelium:

Das Kind ist das Größte (Mt 18, 1-5, Mk 9,33-37, Lk 9, 46-48)

Rangstreit der Jünger (Mt 20, 27, Mk 10, 43, Lk 22,26)

Wer sich selbst erhöht, ... (Lk 14,11, Lk 18, 14)

Die Schwierigkeiten mit dieser Bibelstelle haben sich heute verschoben. Kaum ein Christ wird zugeben oder von sich glauben, dass er der „Größte“ sein will. Das Ansehen, das jemand mit einem Amt genießt, weiß der Amtsträger rückgebunden an den Auftrag des Dienens und des Klein-Seins vor Gott. Andererseits gilt das Streben nach Ansehen als zur eigenen Persönlichkeit gehörig. Tatsächlich meint man oft, nur anderen gehe es um Macht. Diesen gehe es nur nach außen hin um einen Dienst, in Wirklichkeit steckt das Streben nach Macht zutiefst in diesen Menschen.

Das Streben „nach oben“ gehört zu den Grundbefindlichkeiten des Mensch-Seins und verbindet sich fast immer mit einem Streben, das ganz allgemein auf Sicherheit, auf „Macht“ ausgerichtet ist. Grundsätzlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand das eigene Können und persönlichen Einfluss engagiert einbringt. Das gehört sogar zur Entfaltung der Talente und zu einer recht verstandenen Selbstverwirklichung, in der man jenen Platz unter den Menschen einnimmt, der einem entspricht.

Hier geht es jedoch nicht um eine Rechtfertigung für den Gebrauch persönlicher Fähigkeiten (vgl. in übertragendem Sinn Mt 25, 14-30; Lk 19,11-27 – das Gleichnis vom anvertrauten Geld). Für Jesus besteht wahre Größe im Kind-Sein vor Gott – und in der Solidarität mit jenen, die „Kind“ sind. Kind-Sein heißt: sich bedürftig wissen, angewiesen sein, nicht viel gesellschaftlich Anerkanntes geben können, klein sein, leicht übersehen werden, vielleicht sogar deshalb am Rand zu stehen, schwach sein, einfach sein. Die Verheißung, dass in der Aufnahme eines solchen Kindes Jesus selbst aufgenommen wird, gilt dann neben diesen „wirklichen Kindern“ auch jenen „Großen“, die sich zum Kind-Sein bekehrt haben. Jeder Christ ist dazu berufen, vor Gott wie ein Kind zu sein. Ebenso ist er zur Aufnahme ganz besonders jener berufen, die ebenfalls „Kinder“ sind. In diesem Text bleibt der Gedanke an „Mündigkeit“ unberücksichtigt. Vielmehr ist die Unmündigkeit, das Klein-Sein, auch das gegenseitige Annehmen in diesem Schwach-Sein vor Gott aus christlicher Sicht primär.

Eine christliche Konfliktkultur baut auf einer gewissen Gegenseitigkeit auf. Konkrete Probleme werden oft durch eine Sicht bestimmt, die im anderen alles andere sieht als ein Kind. Es gilt daher, dieses Kind-Sein auch in „machtvoll“ auftretenden Christen zu erkennen

und sie deshalb offen, herzlich und unkompliziert anzunehmen. Das wäre zudem ein Beitrag für eine unbefangene christliche Geschwisterlichkeit.

Gegenüber dem eigenen Urteil über andere sollte man stets ein Stück Skepsis haben. Niemand kennt sich selbst bis in seine tiefsten Abgründe, geschweige denn jemand anderen. Es ist weiser, nicht unterscheiden zu wollen, ob Jesus „jetzt“ in einem Menschen ist oder nicht. Im anderen mag nicht immer gerade Jesus sein, den ich aufnehme, aber er könnte es sein. Es ist auf jeden Fall besser, den anderen anzunehmen als (möglicherweise) Gott selbst in ihm zurückzuweisen.

Ein anderer Akzent, der des Dienens und der Hingabe als Zeichen der Größe (mit Jesus als bestem Beispiel), ist uns geläufiger. Dieser Stachel im Fleisch des Strebens „nach oben“ macht die christliche Gemeinschaft menschlicher und unkomplizierter als andere Milieus. Denn die Wertschätzung des Einzelnen wird durch das Vorbild und die Kraft der „Großen“ gestützt. Wer dient und dienen will, ist auf dem richtigen Weg. Noch deutlicher: Wer „Sklavendienste“ tut, ist in Wahrheit hochzuschätzen.

Wenngleich es hier um „Regeln für das Gemeindeleben“ (Mt 18) geht, sollte davon das eine oder andere Stück an Inspiration für christlich geprägte Arbeitsverhältnisse übrigbleiben. Dass sich dem sogar Management-Modelle anschließen (der Manager hat die Aufgabe, Befähiger der Mitarbeiter zu sein, und ihnen alles zu ihrem erfolgreichen Tun Nötige zu vermitteln), mag als Bekräftigung verstanden werden.

2.e. BEScheidenheit – Über die Wahl der Plätze beim Gastmahl

„Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“ (Lk 14,7-11)

Evangelium: Mahnung zur Bescheidenheit (Lk 14,7-11)

So ganz überzeugend sind die Worte Jesu auf den ersten Blick nicht. Bescheidenheit findet selten Anerkennung. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Gastgeber einem Besucher eine solche Aufmerksamkeit wie geschildert erweist, ist nicht hoch. Aufgrund dieser Erfahrungen haben sich wohl die Gäste ihre Plätze bereits ausgesucht. Sollte wirklich einmal eine Sitzplatzverschiebung durchgeführt werden, wird es zwar einmal beschämend, aber man hat ja schon zuvor oft von selbst ausgesuchten ehrenvollen Plätzen profitiert.

Als Handlungsanweisung für die Situation „Gast“ taugt diese Bibelstelle nach unseren Erfahrungen nicht besonders. Denn so einen aufmerksamen und korrekten Gastgeber gibt es selten. Also liegt der Sinn der Worte Jesu auf einer anderen Ebene.

Alle sind in der beschriebenen Situation Gäste, d.h. man kennt sich zum größten Teil, vor allem hat jeder eine mehr oder weniger vertraute Beziehung zum Gastgeber. Man weiß nicht genau, wer aller kommt, aber man ist einander verbunden und freut sich auf ein kleines Fest. Die Situation verlangt Aufmerksamkeit, Rücksichtnahme, Offenheit und ein Stück eigenes Bemühen, damit das Treffen in einer erfreulichen und herzlichen Atmosphäre stattfindet. Die Gäste sind unterschiedlich „vornehm“, das heißt: In ihrer gesellschaftlichen Stellung oder in ihrer Nähe zum Gastgeber gibt es Unterschiede, die man aus Höflichkeit berücksichtigen muss. Aus christlicher Sicht gilt es, die anderen grundsätzlich zu achten, ja, in gewissem Sinn der Diener zu sein (vgl. Mt 23,11-12). Das ist kein Trick, um insgeheim doch der Größte zu sein, sondern entspringt einer inneren Größe, die imstande ist, den anderen als „Vornehmen“ anzuerkennen. Diese Sicht beruht unter Gleichgesinnten auf Gegenseitigkeit und erklärt gerade den Bescheidenen für ehrwürdig.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur verhindert die Wertschätzung des anderen, die Anerkennung seiner Ehre, unangenehme und unter Umständen peinliche Situationen. Dieses Zugestehen von Würde ist immer richtig. Eine berechnende Einschätzung von Positionen oder vom Wert einer Person könnte hingegen eine Täuschung sein oder eine Beleidigung verursachen.

Es kommt nicht wirklich auf die Reihenfolge der Sitzplätze an, sondern auf das gegenseitige Zuvorkommen, auf Rücksicht und Aufmerksamkeit, auf den Blick, der sich zuerst auf den anderen und besonders auf den Gastgeber richtet. Man setzt sich innerlich nicht an die erste Stelle, sondern ordnet sich in die Gemeinschaft der Geladenen ein. Das erzeugt eine Atmosphäre gegenseitiger Wertschätzung.

Wer mehr sein will, als er ist, wird einmal auf die Nase fallen, auch wenn er vorher oft imponieren konnte. Ein gesundes Maß an rechter Selbsteinschätzung wird empfohlen, auf jeden Fall aber Bescheidenheit, mit der man im Zweifelsfall stets besser und „vornehmer“ handelt.

2.f. KLEINLICHKEIT – Der Streit über das Fasten

„Der Sabbath ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbath.“ (Mk 2,27b)

Evangelium:

Fastenfrage (Mt, 9, 14-15, Mk 2, 18-20, Lk 5,33-35)

Sabbath (Mt, 12, 1-8, Mk 2,23-28, Lk 6,1-5)

Die Streitgespräche Jesu mit den Pharisäern sind unterschiedlich gewichtig. Schimpfworte (Mt 23, 27. 33, Lk 16,15) verwendet er erst gegen Ende, als sich sein Widerwillen wohl entsprechend angesammelt hat und zurückhaltendere Ausdrucksweisen erwiesenermaßen nutzlos waren. Vor allem stört ihn die Kleinlichkeit einer pharisäischen Geisteshaltung. In der einen oder anderen Sache könnte man schon über Kleinkariertheit hinwegsehen, aber wenn diese immer und immer wieder bei allen nur möglichen Gelegenheiten begegnet, wird dies zu einem unüberwindlichen Problem. Das verärgert, nervt, lähmt, blockiert und lässt schließlich jede Kleinigkeit zu einer überflüssigen und unlösbaren Grundsatzfrage werden. Z.B. wenn die Erfüllung menschlicher Bedürfnisse durch ein kleinkariertes Ordnungsdenken unterdrückt wird. Dabei geht es zwar um kleine Dinge, aber es ist unnötig und vor allem fühlt sich ein Mensch in seiner konkreten Situation missachtet, ja verachtet.

In der Folge kann aus dieser Grundhaltung Schlimmes entstehen, wie etwa das Verhalten des Priesters und des Leviten im Gleichnis vom barmherzigen Samariter, die möglicherweise ihre Hilfeleistung unterlassen haben aufgrund der Einhaltung der Reinheitsgesetze im Zusammenhang mit dem Tempeldienst, zu dem sie unterwegs waren (Lk 10, 25-37).

Wie viele kleinliche Ordnungen gibt es im gesellschaftlichen Leben? Wie viele an und für sich nicht schlechte Rituale sind im Einzelfall unterdrückend? Wie oft werden eigene Maßstäbe und Bedingungen an andere angelegt, bevor man überhaupt bereit ist zum mitmenschlichen Kontakt? Die Grenzen zwischen Höflichkeit und leeren Floskeln, zwischen notwendiger Beachtung gesellschaftlicher Regeln und deren Irrelevanz in einer konkreten Situation, das unverzichtbare Bestehen auf der Einhaltung einer Ordnung und dessen Kontrolle als Ausdruck von Macht sind fließend.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur steht immer der Mensch an erster Stelle. Dabei ist klar, dass eine Ordnung, die im Einzelfall aufzuheben ist, allgemein gültig bleibt. Trotz Jesu Souveränität und „Ignoranz“ gegenüber kleinlichen Vorschriften stellt er die Bedeutung des Gesetzes nicht im Geringsten in Frage:

„Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor nicht alles geschehen ist. Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die

Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer sie aber hält und halten lehrt, der wird groß sein im Himmelreich. Darum sage ich euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ (Mt 5, 17-20).

Aber die notwendige Unterordnung des Einzelnen darf nicht seine Versklavung bedeuten. Denn es gehören zwei Pole zusammen: das Verstehen und Befolgen einer Vorschrift sowie die Souveränität, irritierende Einzelaspekte zu übergehen, wenn dies der Situation, den Bedürfnissen und dem Geist des Evangeliums angemessen ist.

Eine Festlegung, worum es sich dabei im Einzelnen handelt, ist unmöglich. Was alles an Ordnungen gesamtgesellschaftlich in Frage gestellt wird, ist kaum mehr aufzulisten und noch schwerer allgemein beantwortbar. Es kommt auf die Haltung an und auf die Bereitschaft, in konkreten Situationen den Willen Gottes neu zu suchen – im Gebet und im Gespräch –, um dem Gewissen gemäß zu entscheiden und zu handeln.

3. TOLERANZ UND KONSEQUENZEN

3.a. ZUSAMMENARBEIT – Der fremde Wundertäter

„Denn wer nicht gegen uns ist, der ist für uns.“ (Mk 9,40)

Evangelium:

Der fremde Wundertäter (Mk 9,38-41, Lk 9, 49-50)

Das Ordnungsdenken der Jünger wird durch eine erfreuliche Situation erschüttert. Jemand beruft sich in seinen guten Taten auf Jesus, gehört der Gemeinschaft jedoch nicht an. Was soll das heißen? Wie soll man mit dieser Situation umgehen?

Zunächst ist festzustellen, dass tatsächlich Gutes in ehrlicher Weise geschieht. Da der Fremde dies im Namen Jesu tut, muss er wohl irgendeine Beziehung haben, über die Jesus selbst offenbar nichts Näheres weiß. Die Jünger sind irritiert, weil eine nähere Verbindung nicht zustande kommt. Der Fremde folgt nicht nach. Er behält seine Eigenständigkeit und äußere Distanz, die durch innere Verbundenheit nicht überbrückt wird.

Jesus ist nicht beunruhigt. Zwar ist seine Botschaft an seine Person gebunden. Aber auch eine teilweise (?) Annahme der Botschaft ist schon etwas Positives. Jede gute Tat baut das Reich Gottes auf. Da besteht eine tiefe Gemeinsamkeit zwischen den Jüngern und dem Fremden. Sicherlich wird man in den gemeinsamen Anliegen nie gegeneinander auftreten und nie schlecht voneinander reden. Das vorhandene Gute soll anerkannt werden. Es besteht keine Veranlassung, einen „Mangel an Nachfolge“, einen Mangel an Verbundenheit, zu kritisieren.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur wird ein Weg der Vereinnahmung oder der einseitigen Aufhebung der Distanz („wir erkennen ihn einfach als Jünger an“) nicht gegangen. Es gilt, alle Menschen guten Willens und deren Engagement zu schätzen, egal wie fremd oder verbunden sie dem christlichen Glauben sind. Distanz und Unterschiedlichkeit mögen bestehen bleiben, hindern aber nicht das Zusammenstehen aus welcher Motivation heraus auch immer (vgl. auch Mk 9,41).

Es ist Gelassenheit angesagt. Gott lässt Gutes nicht nur in den Räumen der Kirche wachsen. Und nicht alles muss in eine Kirche hineingezwängt werden, die nicht für alles kompetent ist. Sie wird sich dankbar anregen lassen und es nach Kräften unterstützen (vgl. Gaudium et Spes 42 und 44). Aber eine Übernahme von Aufgaben wird schon wegen eines anderen „Umfelds“ nicht immer möglich sein.

Gott erweckt überall und bewirkt eine Gemeinsamkeit, die über alle sichtbaren Grenzen und Ordnungen hinausgeht. Vor Gott zählt, dass Menschen guten Willens zusammenarbeiten, um aus ihrer Sicht und nach ihren Möglichkeiten etwas zum Aufbau einer umfassenden Solidarität der einen Familie Menschheit beitragen. Das ist ein Stück Reich Gottes.

3.b. UNVERSTÄNDNIS – Der zwölfjährige Jesus im Tempel

„Doch sie verstanden nicht, was er damit sagen wollte.“ (Lk 2,50)

Evangelium:

Der zwölfjährige Jesus im Tempel (Lk 2, 41-52)

Der hier angesprochene Konflikt spitzt sich in den Versen 48 und 49 zu. Hier erteilt Jesus seinen Eltern eigentlich eine Abfuhr. Sein Tonfall mag etwas milder klingen, als es heutzutage Heranwachsende ihren Erziehungsberechtigten gegenüber pflegen, aber in der Sache ist er unbeirrbar, ja hart. Maria und Josef müssen die Selbstständigkeit und das Erwachsen-Werden des Sohnes anerkennen. Ihre Sorge und Verantwortung wird relativiert. Sie haben ihre wichtigste elterliche Aufgabe erfüllt. Sie sind mit dem Mündig-Werden des Kindes nicht mehr für dessen Leben letzt-entscheidend.

Die Hauptintention des Textes liegt nicht in der Beschreibung des Ablösungsprozesses eines Jugendlichen von seinen Eltern, dennoch ist dies inbegriffen. Wesentlicher als die Loslösung von der Familie ist die Hinwendung Jesu zu seiner eigenen Berufung. Diese bestimmt die neue Lebensphase, während die Bedeutung der Familie zurücktritt. Dies entspricht „typologisch“ der Situation aller Heranwachsenden. Nur die Einmaligkeit der Personen macht den Unterschied zu ähnlichen Ablösungsprozessen in allen Familien dieser Welt aus. Diese Gedanken greifen für eine umfassende Erklärung dieser Bibelstelle zu kurz, aber für die Suche nach einer christlichen Konfliktkultur sind sie hilfreich.

Die persönliche Berufung, die Gott jedem Menschen schenkt, steht an erster Stelle im Leben. Das gilt es zu berücksichtigen. Ein noch so sorgsam geführtes und geglücktes Familienleben (und wer wollte zweifeln, dass die heilige Familie kein solches „gutes Familienleben“ geführt hätte?) kann bei den einzelnen Familienmitgliedern nicht die Berufung von Gott her ersetzen.

Der Konflikt des zwölfjährigen Jesus wird gelöst, indem die nicht verstehenden Eltern die Sache ohne weiteres Tamtam auf sich beruhen lassen. Maria frisst dieses Problem in sich hinein (sie „bewahrt es im Herzen“) und Jesus bleibt seinen Eltern gehorsam. Von Seiten Jesu bedeutet dies die Anerkennung der elterlichen Autorität.

Aber das Unverstandene bleibt unverstanden. Ein klärendes Gespräch findet nicht statt, die Haltung Jesu macht dies überflüssig. (Das mag jene Erzieher beruhigen, die manchmal sprachlos gegenüber den ihnen anvertrauten Heranwachsenden sind.) Die Eltern können sich auf ihren Sohn verlassen, auch wenn er seine Selbstständigkeit und grundsätzliche Unabhängigkeit bewiesen und unmissverständlich bekräftigt hat. Eine Berufung von Gott her ist vorrangig, aber sie rechnet menschlich; sie beinhaltet die Berücksichtigung gesellschaftlicher und familiärer Verhältnisse und Zuordnungen. Der Gehorsam Jesu ist als

aufmerksames „Hören“ auf die Eltern, ihre Lebenserfahrung und ihre Fürsorge zu verstehen. Aber jede Autorität muss den grundsätzlichen Vorrang einer persönlichen Berufung anerkennen und jene Freiheit geben, die dafür nötig ist. Dies gilt, auch wenn nicht alles verstanden wird. Erleichtert wird dies, wenn die Erfahrung von Zuverlässigkeit und einem rechten Gebrauch der Freiheit schon gemacht wurde.

3.c. UNFREUNDLICHKEIT – Die Ungastlichkeit der Samariter

„Und sie gingen zusammen in ein anderes Dorf.“ (Lk 9,56)

Evangelium:

Die ungastlichen Samariter (Lk 9,51-56)

Auf dem Weg nach Jerusalem wird Jesus Gastfreundschaft verweigert. Für die Samariter muss aufgrund ihrer Trennung vom Tempel in Jerusalem alles irgendwie suspekt sein, das sich dorthin bewegt. So verlief die gewöhnliche Reiseroute der Pilger am Rand des samaritanischen Gebietes und berührte dieses nicht. Dass Jesus dennoch durch samaritanische Dörfer zieht, zeigt seine Unbefangenheit gegenüber konventionellen Schranken.

Aber den Samaritern ist das nicht geheuer. Sie verstehen nicht, dass jemand Brücken bauen will. Sie verhalten sich wie gegenüber jedem Jerusalem-Reisenden ablehnend. Jesus ist und bleibt ihnen fremd. Da nützt die Öffentlichkeitsarbeit der Jünger nichts, die in ihrer Begeisterung jemanden „Besonderen“ angekündigt hatten. Erfüllt von der Faszination der vorhergegangenen Offenbarung Jesu durch Worte und Zeichen, sind sie empfindlich getroffen. Sie sind wütend gegenüber jenen, denen Jesus gleichgültig bleibt. Natürlich kommt Enttäuschung und Ärger dazu, da man ermüdet weiterwandern und Quartier suchen muss.

Jesus scheint diese Ablehnung zu akzeptieren. Diese Samariter kennen ihn nicht und haben von jenen, die nach Jerusalem zum Tempel gehen, bisher hauptsächlich Verachtung erfahren. Im Gegensatz zu den Orten Chorazin und Betsaida (Lk 10,13-15), wo Jesus Zeichen gewirkt hat und später abgelehnt wurde, verurteilt er dieses samaritanische Dorf nicht, wie es die Jünger in ihrem Zorn für angemessen halten. Jesus ist bloß ein Reisender und jetzt gerade nicht Verkünder des Evangeliums (im Gegensatz zu Lk 10,1-16). Oder?

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur kann die unterschiedliche Reaktion Jesu auf Ablehnung gesehen werden. Wo man als Fremder abgelehnt wird, muss man sich in gewissem Sinn mit der bleibenden Fremdheit abfinden. Die Samariter haben nichts von der Sendung Jesu erfahren und die Berichte der Jünger konnten dies nicht vermitteln. Eine solche Begebenheit ist unangenehm und enttäuschend, soll aber nicht tragisch genommen werden. Nicht jedes Kommen Jesu führt zu seiner Offenbarung. Dazu braucht es doch irgendwie einen Funken, der überspringt. Das theoretische Kennenlernen Jesu ist zu wenig, wenn nicht erfahren wurde, wer er ist.

So macht diese Bibelstelle auf die begrenzten Möglichkeiten derer aufmerksam, die Jesus vermitteln wollen. Diese haben kein Recht, zornig zu werden und Strafe zu wünschen. Jesus ist viel gelassener gegenüber seiner Ablehnung als die Jünger, obwohl damit ein Kommen und ein eventuell späteres Verkünden der Frohbotschaft schwierig erscheint. Darüber wird kein Wort verloren. Man muss woanders hingehen.

Die Erfahrung der Ablehnung durch solche, denen Jesus fremd ist, begegnet im pastoralen Alltag immer wieder. Die Pfarrkanzleien, die Sternsinger der Dreikönigsaktion, die Mitarbeiter in der Sakramentenpastoral, die Besuchsdienste können viel darüber berichten. Aber nicht Enttäuschungen und Verärgerungen sind angebracht, sondern die Freude und die Faszination am Bewusstsein, zu Jesus zu gehören. Das ist für Christen entscheidend: treu mit Jesus zu gehen. Anderes ist zweitrangig. Sogar der pastorale Misserfolg ist nicht weiter tragisch. Es gibt so viele Dörfer, so viele Menschen, bei denen man willkommen ist. Dort wird es möglich sein, Grenzen zu überwinden. Dort wird ein Verkünden des Reiches Gottes auf fruchtbaren Boden fallen, möglicherweise erst beim dritten Versuch. Eine christliche Konfliktkultur soll daher von Gelassenheit, von einem unbeirrbareren Blick für das Wesentliche und von einer Freude an Christus getragen sein.

3.d. AUSREDEN – Das Gleichnis vom Festmahl

„Die Diener gingen auf die Straßen hinaus und holten alle zusammen, die sie trafen, Böse und Gute, und der Festsaal füllte sich mit Gästen.“ (Mt 22,10)

Evangelium:

Das Gleichnis vom königlichen Hochzeitsmahl (Mt 22,1-14, Lk 14,15-24)

Zwischen den Erzählungen der beiden Evangelisten gibt es Unterschiede, die für eine christliche Konfliktkultur interessant sind.

Bei Matthäus erfolgt eine erste Einladung, woraufhin die Geladenen nicht kommen (22,3). Das ist angesichts des Ereignisses – ein König feiert die Hochzeit seines Sohnes! – ein unglaublicher Skandal. Trotzdem bemüht sich der König nochmals und schickt seine Diener. Die Reaktion der Geladenen zeigt, dass sie nichts für den König übrig haben, dass sie ihm eigentlich (innerlich) abgeschworen haben. Denn alles andere ist wichtiger. Und wo es nichts Wichtiges gibt, wird die Ablehnung der Einladung zu einem bösen und mörderischen Zeitvertreib. Zwar werden die Mörder umgehend bestraft (vgl. auch Mt 21,41), aber es gibt noch immer keine Gäste. Diese werden nun wahllos auf den Straßen eingeladen. Sie haben wohl gerade noch Zeit, sich darauf vorzubereiten. Wer kommt, scheint egal. Es werden Böse und Gute da sein. Sie alle haben sich auf dieses Ereignis kurzfristig eingestellt; alle bis auf einen. Dass dieser ohne Hochzeitsgewand gekommen ist, kann als Missachtung verstanden werden, vielleicht als äußeres Zeichen einer inneren Wirklichkeit: Er ist innerlich gar nicht da und nimmt keinen Anteil am Geschehen. Der König bleibt ihm gleichgültig, auch wenn er sein Gast ist. Vielleicht zeigt sich darin eine Haltung: Mangels entsprechender Kleidung fehlt ein sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit. Dieser Mann möchte gar nicht da sein! Die scharfe Reaktion des Königs lässt vermuten, dass er dies als ein Vergehen versteht, das schwerer wiegt als mögliche böse Taten jener, die im Hochzeitsgewand gekommen sind.

Diese Erzählung steht im Zusammenhang der letzten Auseinandersetzungen Jesu mit den Pharisäern in Jerusalem. Die Botschaft vom Ende, vom Gericht, das Zeigen der Ablehnung durch jene, die eigentlich als erste an Jesus hätten glauben sollen, ist im Hintergrund deutlich zu spüren. Angesichts dieses Gleichnisses wird eine christliche Konfliktkultur zunächst fassungslos über die beschriebene Ablehnung sein. Dass kann doch nicht wahr sein! – möchte man rufen. Leider ist es wahr – klingt sofort nach. Ein Blick in die Runde bestätigt dies immer. Die an Gott Desinteressierten kümmern sich um ihre Dinge. Andere verfolgen sogar jene, die ihnen die Frohe Botschaft bringen wollen. Die Einladung wird von so vielen abgelehnt! Dennoch findet das Fest statt. Die Botschaft bleibt gültig, auch wenn sie niemand hören will. Das Angekündigte wird ausgeführt. Die nunmehr Auserwählten finden sich wie zufällig ein. Sie erfahren sich wirklich als „erwählt“. Jenen, die vielleicht ein Anrecht auf eine Einladung gehabt hätten, war die Erwählung nichts wert. Also läuft das Fest ohne sie ab. Für die neuen Gäste scheint es nur eine einzige Vorbedingung zu geben: eine gewisse

Anpassung an den Charakter des Ereignisses, ein gewisses Maß an gezeigter Wertschätzung. Und dann kommt doch einer, den das nicht kümmert. Und er bemerkt überhaupt nicht, dass er sich nicht wie ein Gast, sondern wie ein Schnorrer benimmt – und deshalb deplatziert ist.

Im Sinne einer christlichen Konfliktkultur kann die einladende Großzügigkeit des Königs für alle gesehen werden. Die Tragik, dass das oft umsonst ist, erlebt man im pastoralen Alltag immer wieder. Das Gleichnis verweist sofort darauf, dass nun die Nächstbegegnenden einzuladen sind, nicht nach einer ausgeklügelten Gästeliste, sondern als wäre es Zufall. Und der König steht zu dieser illustren Gästeschar.

Es ist heute unsere Aufgabe, zu dieser Gemeinschaft von Gläubigen zu stehen, in der Gute und Böse, Ahnungslose und Mitläufer, Dankbare, Engagierte und sehr verschieden Motivierte zusammenkommen, die aber das Verbindende (im Gleichnis: die Kleidung) zeigen. Wer aus dieser Gemeinsamkeit aussteigt, muss mit seinem Ausschluss rechnen – Matthäus hat das Gericht im Blick.

Lukas beschreibt diese Szene etwas anders, feiner und in einem anderen Zusammenhang. Jesus ist auf dem Weg nach Jerusalem und bei einem Pharisäer zu Gast. Bei dieser Gelegenheit erzählt Jesus einiges. Offensichtlich hat Lukas gesammelte Worte Jesu hier zu einer längeren Rede zusammengefasst. In dem vorliegenden Gleichnis entschuldigen sich die Geladenen wenigstens, was zwar nichts ändert, aber immerhin höflicher ist als die Ignoranz bei Matthäus. Als Ersatz der ablehnenden Eingeladenen werden auf der Straße zunächst Bedürftige und Behinderte nach dem Zufallsprinzip geladen, später – weil es noch Platz gibt – überhaupt alle, die man nur trifft. Es ist viel Platz in der Gemeinschaft der Gläubigen. Mit den sichtlich Armen und Behinderten ist es eine wenig ansehnliche Gesellschaft. Zwar sind keine direkt Deplatzierten wie bei Matthäus darunter, aber auszuschließen ist das bei dieser Auswahl auch nicht.

Etwas salopp könnte man bemerken: wie sehr die Gemeinschaft der Gläubigen aus Armen, Krüppeln, Blinden und Lahmen besteht! Aber gerade solche Menschen wurden von Jesus seliggepriesen bzw. geheilt. Sie wissen, dass sie heilsbedürftig sind und dass die Einladung zu einem Festmahl ein unverdientes Geschenk ist. Außerdem bedeutet bei Lukas die Ablehnung der Einladung Endgültigkeit – so wie bei Matthäus.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur kann man wieder einmal an die eigene Erbärmlichkeit, Blindheit usw. denken und deshalb über die mit Gott geschenkte Gemeinschaft umso erstaunter und dankbarer sein. Niemand hat seine Berufung, Christ zu sein, „verdient“. Manche wissen ja gar nicht, wie sie eigentlich dazu gekommen sind... Aber es wäre schade, wenn sie nicht dabei wären.

Es soll die Eindringlichkeit der Einladung hervorgehoben werden, was unermüdliche und unerschrockene Diener ohne Berührungsängste verlangt. Man möge sich nur die Antworten und Reaktionen auf die Einladungen vorstellen. Das muss im Sinn einer christlichen Konfliktkultur in Kauf genommen werden. Es geht nicht um einen einfachen Auftrag für die

Diener, sondern um das Festmahl, und um alle, die dazu nach dem Willen des Herrn eingeladen werden sollen. Der Lohn der Diener ist ein schönes, viele unterschiedliche Menschen verbindendes Fest, dessen Zeugen und Mitarbeiter sie sind.

3.e. PASSIVITÄT – Das Gleichnis vom anvertrauten Geld

„Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du bist ein tüchtiger und treuer Diener. Du bist im Kleinen ein treuer Verwalter gewesen. Ich will dir eine große Aufgabe übertragen. Komm, nimm teil an der Freude deines Herrn!“ (Mt 25,21)

Evangelium:

Das Gleichnis vom anvertrauten Geld (Mt 25,14-30, Lk 19,11-23)

Trotz der Unterschiede zwischen Matthäus und Lukas bleibt der Konfliktstoff in dieser Erzählung gleich. Es geht um den einen Diener, der das anvertraute Geld versteckt hat, ohne sich weiter darum zu kümmern. Er kann es zurückgeben, das heißt, dem Herrn entsteht kein Schaden außer den nicht gewonnenen Zinsen. Trotzdem wird scharf reagiert. Der Diener ist ungeschickt. Er erteilt dem Herrn eine Belehrung und klagt ihn an. Er überschätzt – ehrlich und frech – seine Kompetenz und macht eigentlich den Herrn für sein Nichts-Tun verantwortlich: Er wäre schuld an seiner Ängstlichkeit und infolgedessen an seiner Unmöglichkeit zu handeln.

Der Herr argumentiert etwas eigentümlich, wenn er seine eigene zweifelhafte Art der Vermögensvermehrung zugibt. Dahinter steckt eine Verkürzung des Gesprächsverlaufs. Ein Diener sollte wohl aus Treue und aus Anhänglichkeit zum Herrn dessen Willen tun. Sodann ist das Arbeits- und Lohnverhältnis ein Grund, für die auftragene Erfüllung der Aufgabe im besten Sinn zu arbeiten. Wo das noch kein ausreichendes Motiv ist, kann sogar die Furcht ein Anlass für die Ausführung des Auftrages sein.

All das hat bei diesem Diener nicht gegriffen. Was hat er eigentlich die ganze Zeit getan? Wenn er nicht mit der Erfüllung seines Dienstes beschäftigt war, hat er wohl Eigenes erledigt. Er wurde die ganze Zeit als Diener bezahlt und ernährt, dennoch hat er den Dienst nicht getan. Er hat die Abwesenheit seines Herrn, seine Freiheit und die mangelnde Kontrolle ausgenutzt. Er hat Zeit gestohlen und sein Arbeitsverhältnis missbraucht.

Die Angst ist entweder eine Konsequenz des schlechten Gewissens wegen diesem Tun oder eine Ausrede, da andere in der gleichen Situation ihre Arbeit getan und nun eine schöne Belohnung erhalten haben. Bei ihnen ist nirgends von Angst die Rede. Sie sind in ihrem Gespräch mit dem Herrn korrekt. Letztlich zeigt die Anerkennung durch den Herrn, dass Freude herrschen wird. Das beweist im Nachhinein, dass de facto kein Grund für Angst gegeben war.

Es wird an dieser Stelle der Heiligen Schrift eine Mahnung zu einer rechten Ethik der Arbeit gegeben. Denn die Haltung des Dieners muss den Herrn aufregen. Wahrscheinlich wäre nicht einmal ein Verlust so schlimm gewesen, wie dieses Nichts. In der Logik von Matthäus und Lukas hätte der Diener eventuell bei verlustreichen Geschäften noch eine Aufgabe erhalten können, wenn auch eine kleine und wenig verantwortungsvolle. Dass der Diener nicht

einmal den Weg auf die Bank gefunden hat, ist beschämend und zeigt, wie wenig ihn die Sache des Herrn eigentlich interessiert, wie wenig ihm der Herr bedeutet.

Eine christliche Konfliktkultur wird daher das Anvertraute nie bloß bewahren wollen. Es geht um schöpferisches Tun, um ein Engagement für die Sache Gottes. Ein Festhalten und Verstecken der gegebenen Möglichkeiten ist widersinnig und führt zu Konflikten vor Gott und wohl auch mit denen, die wirklich etwas tun.

Es muss mit der Sache Gottes etwas unter den Menschen geschehen. Sie muss wirken können. Ein Verstecken verhindert den Zugang und macht sie nach außen hin Stück für Stück weniger wert. Sie muss in den Bedingungen der Umwelt gegenwärtig und lebendig sein. Wer in diesem Sinn sein Bestes tut, wird mit größeren Aufgaben und Belohnungen betraut und wird noch größeren Anteil am Wirken und an der Herrlichkeit des Herrn erhalten. Diesen Engagierten wird mehr gegeben als sie je erwarten können.

Die Mahnung des Gleichnisses, jede Kleinigkeit treu zu tun, um für große Dinge vorbereitet zu sein, ist eine Ermutigung für das Tun der alltäglichen Pflicht. Das Leben besteht zumeist aus banalen Dingen, aus Kleinigkeiten, die eine stete Bewährung verlangen. Jedes Tun gewinnt Sinn vor Gott. Einmal kommt die Stunde der Belohnung, vielleicht mit einer verantwortungsvollen Aufgabe, ganz sicher aber mit den kleinen Aufmunterungen Gottes, die man überall um sich wahrnehmen bzw. im Gebet erfahren kann. Gott „belohnt“. Das ist ein Stück Frohe Botschaft für alle Menschen, die treu, zuverlässig, verantwortungsbewusst, engagiert und mit dem Herzen ihr Leben gestalten.

3.f. FRUCHTLOSIGKEIT – Das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum

„Vielleicht trägt er doch noch Früchte; wenn nicht, dann lass ihn umhauen.“ (Lk 13,9)

Evangelium:

Feigenbaum trägt keine Früchte (Lk 13,6-9)

Die Verfluchung eines Feigenbaums (Mt 21,18-22; Mk 11,12-14, 20-26)

Der Feigenbaum in einem Weinberg ist eine schöne Ergänzung zu den Weinstöcken. So gibt es verschiedene Früchte. Doch nach drei Jahren Fruchtlosigkeit ist die Geduld des Besitzers am Ende. Der Baum nimmt nur, er verbraucht Ressourcen und „dankt“ es nicht. Der Feigenbaum wurde vom Besitzer selbst an diesen Ort im Weinberg bestimmt. Ob er sich woanders wohler fühlen und besser Früchte tragen würde, ist Spekulation. Hier wird er gebraucht. Eine eventuelle Verpflanzung ist im Gleichnis nicht vorgesehen. Also gibt es nur die Alternative, Frucht zu bringen oder unnütz zu bleiben.

Ein zum Fruchttragen bestimmter Baum ist in seiner bleibenden Fruchtlosigkeit sinnlos. Er verfehlt sein Existenzziel und ist „in geistigem Sinn“ tot. Aber es soll noch eine Chance für den Feigenbaum geben: intensive Pflege, wie sie vom Winzer vorgeschlagen wird. Sollte auch dies nichts nützen, mag er endgültig entfernt werden.

Die Antwort des Besitzers auf diesen Vorschlag bleibt aus. Vermutlich stimmt er zu, denn die Argumente sind einleuchtend. Die Erarbeitung einer Chance für den Feigenbaum bringt dem Besitzer keinen Schaden, dafür könnte es doch noch Früchte geben.

Dieses Gleichnis steht im Zusammenhang einer Mahnung Jesu zur Umkehr. Nimmt man den Feigenbaum als Bild für einen Menschen, heißt das: Er soll durch Zuwendung zur Umkehr, d.h. zur Erfüllung seines eigentlichen Lebenssinnes (Frucht zu tragen) gebracht werden. Diesen Sinn soll er an dem Ort leben, wo er ist.

Manche Menschen erleben Zeiten, in denen sie sich in ihrer – vielleicht veränderten – Umgebung fremd fühlen. Sie haben den Eindruck, nicht wirklich hierher zu gehören. Das ist, als würde sich in diesem Gleichnis der Feigenbaum inmitten der Weinstöcke deplatziert vorkommen. Aber es könnte vom Besitzer des Weinbergs ein größerer Plan dahinterstecken. Denn durch den Feigenbaum wird das ganze Grundstück vielfältiger, bunter und wertvoller. Es soll auch Früchte zu Zeiten geben, wenn keine Trauben reifen.

Ein Mensch wird von Gott an einen Ort gestellt. Wenn er sich da – manchmal – nicht ganz „zu Hause“ fühlt, mag ein Plan Gottes dahinterstehen. Zumeist braucht es sowieso eine Gewöhnungsfrist, die unterschiedlich lang dauern kann. Und diese wird gern in jeder Umgebung gewährt. Problematisch wird es, wenn sich nichts verändert, wenn der Fremde fremd bleibt. Der Mensch bleibt in Distanz und erfüllt nicht im Geringsten die in ihn gesetzten Erwartungen. Und so leicht kann er nicht woandershin gebracht werden. Fast ist es gleichgültig, ob es ihn gibt oder nicht. D.h. eigentlich wäre ein Abschied besser, da er sich

nur aushalten lässt, Kraft und Platz wegnimmt. Ein anderer wäre vielleicht dankbarer und würde Früchte bringen. Eine Entscheidung über die Zukunft dieses Menschen steht an...

Und hier kann eine christliche Konfliktkultur von diesem Gleichnis profitieren. Der Mensch soll eine Chance haben, die ernsthaft zu erarbeiten ist. Man hilft ihm nach Kräften, macht ihm dies bewusst und gibt ihm Klarheit über seine Situation. In dieser Zeit erfolgt keine Vorverurteilung, sondern man bemüht sich um einen echten und umfassenden Neuanfang. Vielleicht hat man von Seiten des Weinbergs, des Ortes, etwas unterlassen, so dass die Fremdheit noch nicht überbrückt werden konnte. Das kann man nachholen, d.h. man muss nachdenken, Versäumnisse zugeben und das Beste versuchen. Dafür gibt es eine Frist. Endlose Bemühungen sind nicht vorgesehen. Einmal wird ein Schlussstrich unter eine fruchtlose Situation gezogen.

Das Erfreuliche an diesem Gleichnis ist die Geduld und das große Engagement für den Feigenbaum, für einen Menschen. Aber er hat den Auftrag, Frucht zu bringen und seinen Lebenssinn zu leben. Eine Verweigerung, ein Ausweichen vor der Annahme der persönlichen Berufung von Gott her bedeutet Sinnlosigkeit, Ärger und Unglück. Denn dann wird kein „Segen“ sein. Ein Abgetrennt-sein vom Segen heißt anders formuliert: „Verflucht-sein“. Wenn Jesus den fruchtlosen Feigenbaum „verflucht“, bestätigt er dessen Sinnlosigkeit.

Es wäre die Zeit zum Frucht-bringen gewesen. Wer dazu bereit ist, wird belohnt werden, wer nicht, mag ausgeschlossen sein (vgl. das Gleichnis von den zehn Jungfrauen – Mt 25,1-13, sowie das Gleichnis vom treuen und vom schlechten Knecht – Mt 24,43-51; Mk 13,33-37; Lk 12,35-48)

Das ist die Sinnspitze dieser Gleichnisse.

4. HERAUSFORDERUNGEN UND ENTSCHEIDUNGEN

4.a. Zwischen Vorschrift und Zuneigung – Josef folgt den Eingebungen des Engels

„Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen, denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist.“ (Mt 1,20)

Evangelium:

Josef folgt der Eingebung des Engels (Mt 1,18-24; 2,13-15; 2,19-23)

Josef hat große Probleme. Die größte Schwierigkeit scheint zu sein, dass er „gerecht“ ist. Das heißt: Er lebt nach seinem von den gesellschaftlichen Normen und dem Willen Gottes geprägten Gewissen. Und gerade das macht ihn seiner eigenen Situation gegenüber fassungslos. Denn es hindert ihn, die allgemein üblichen Vorschriften und deren „Gerechtigkeit“ zu übernehmen. Irgendwas passt nicht zusammen. Josef merkt, dass in seiner und Marias einzigartigen Lebenssituation etwas anders ist, das daher anders gelöst werden muss.

Was soll er tun? Er ist perplex und irritiert. Seine Lebensplätze sind durchkreuzt. Der einzige Ausweg ist eine Trennung von diesen Plänen und eventuell ein neuer Anfang – ohne Maria? Dabei will Josef so dezent und entgegenkommend wie irgend möglich sein. Es soll weder Streit noch Vorwürfe, die jetzt sowieso nichts bringen würden, noch ein Aufschaukeln des Problems geben. Josef ist zwischen den gesellschaftlichen Erwartungen gespalten: Einerseits bestimmen sie ihn, er will Maria entlassen; andererseits ist seine Zuneigung so stark, dass er entgegen den gesellschaftlichen Spielregeln verschweigen will, was peinlich erscheint und nur Nachteile bringen würde, besonders für Maria. Das zeigt, dass er innerlich schon über diesen, nicht auf die konkreten Menschen in ihrer einmaligen Lebenssituation blickenden Regeln steht.

Der Evangelist, der Josef als „gerecht“ beschreibt, wird diesen Gegensatz einer höheren Gerechtigkeit und der Dominanz von Gesetzen und Vorschriften immer wieder hervorheben. Das Sinnvolle der Gesetze wird nie in Zweifel gezogen, aber zuerst kommt stets der Mensch. Josef handelt danach.

Als verantwortlicher Ehemann und Vater kümmert er sich um seine Familie. Er gibt über Nacht alles auf, um nach Ägypten zu fliehen (Mt 2,13-15). Es bleibt dort ein Leben in der Fremde, vergleichbar mit den vielen Flüchtlingen unserer Tage. Die politischen Veränderungen in der Heimat erlauben eine Heimkehr (Mt 2,19-23) und den Aufbau einer neuen Existenz. Josef kann seinen Beruf ausüben, die Familie lebt endlich in Frieden und Sicherheit in bescheidenen Verhältnissen in Nazaret.

Zwischen Josefs großen Entscheidungen tritt der Engel auf, der das rechte Wort zur rechten Zeit spricht. Eine solche hilfreiche Stimme vernehmen viel eher „Gerechte“ als andere, die vielleicht „gerissen“ sind. Denn dafür braucht es eine Offenheit für Gott. Der Engel spricht deutlich und bestimmt, dennoch ist seine Art nicht konfrontierend oder belehrend. Eher vermittelt er einen Weg zwischen einer sich zum schlechten gewandelten Realität und den verbleibenden Möglichkeiten. So verlieren die herrschenden Umstände ihre Übermacht. Es gibt eine Lösung, die der Situation Rechnung trägt, aber weitsichtiger und größer ist als es auf den ersten Blick möglich erscheinen würde.

Davon wird sich eine christliche Konfliktkultur inspirieren lassen.

Im inneren Ringen um das rechte Handeln entsprechend den gesellschaftlichen Bedingungen und dem Willen Gottes ist der Blick auf die Menschen zu richten. Im Sinne einer souveränen Gerechtigkeit müssen Konfliktlösungen auf dieser Linie liegen. Ein bloßer Protest gegen das Gesetz wäre nutzlos. Als einzelner und persönlich Betroffener wäre Josef mit seiner Familie in der schwächeren Position. Dies wird durch das besondere Eingreifen oder Eingebungen des Heiligen Geistes aufgehoben.

Dass der Heilige Geist hier am Werk war, ist aufgrund der Vertrauenswürdigkeit (und Erwählung) Marias glaubwürdig. Josef zweifelt nicht daran, d.h. er traut dem Heiligen Geist Ungewöhnliches zu, das in sein Leben treten mag.

Ähnliches gilt heute genauso. Ein Außer-Kraft-Setzen von Regeln und Gesetzen muss glaubhaft auf den Heiligen Geist zurückgeführt werden können, der an seinen Früchten (Gal 5,22f) erkennbar ist. Der Heilige Geist ruft nicht einfach zum Widerstand, sondern zu einer menschlichen Lösung unter konkreten Bedingungen. Diese Herausforderungen kann noch einmal alles bisher Überlegte kurzfristig über den Haufen werfen.

Ein weiterer Aspekt ist das Eingreifen des Engels. Eine christliche Konfliktkultur braucht Menschen, die einen Blick für die größeren Pläne und Gedanken Gottes ein Stück weit öffnen. Sie haben die Gabe des Rates, des rechten Wortes zur rechten Zeit und des rechten Stils dem zu Beratenden gegenüber. Mit seiner Botschaft hätte der Engel auch anders, mächtiger auftreten können. Zwar „befiehlt“ er, aber er begründet einleuchtend. Er macht Josef nicht zum Untergebenen oder zum Befehlsempfänger, sondern ruft ihn zur Übernahme seiner Verantwortung auf. Dabei hilft er.

Für die Familien mag noch ein Hinweis hinzugefügt werden. Selbst in der „Heiligen Familie“ mussten Konflikte gelöst werden. Die Vertrauenswürdigkeit der Personen und das Hören auf die Stimme Gottes bilden auch heute einen Rahmen, der Lösungen ermöglicht.

4.b. Zwischen Gott und Geld – Man kann nicht zwei Herren dienen

„Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon.“ (Lk 1,13d)

Evangelium

Zwei Herren dienen (Mt 6,24, Lk 16,13)

Im Leben kann es nur eine oberste Priorität geben. Eine Grundentscheidung ist unausweichlich, wenn man nicht zwischen unterschiedlichen Anforderungen, Wertsystemen und Loyalitäten hin und hergerissen werden will. Mit Gott und dem Mammon nennt Jesus unvereinbare Gegensätze. Mammon ist der Götze des Geldes, der als Identifizierung des Reichtums angebetet wird. Ihm wird in Wort und Tat gedient, wenn jemand als oberstes Lebensziel das Erringen und Vermehren von Vermögen hat. Ein solcher Mensch ist auf Geld fixiert.

Sicherlich bietet Vermögen einiges: eine klare Wertordnung, ein angenehmes Leben, Gleichgesinnte, ein gewisses Maß an gesellschaftlicher Anerkennung usw.

Die Sorge um Geld kann der Lebenswirklichkeit scheinbar näher stehen und reizvoller sein als etwa der Gottes-Dienst und als das Tun des Guten.

Für die gegenseitige Ausschließung zwischen Gott und dem Mammon ist für Jesus ausschlaggebend, dass es sich dabei um das entscheidende und tragende Prinzip des Lebens handelt. Dass Menschen ihren Lebensunterhalt verdienen und entsprechend ihrer Lebensführung auf Gelderwerb angewiesen sind, ist klar. Ebenso ist ein verantwortungsbewusstes Streben nach Sicherheit und Mehrung von Wohlstand und Vermögen sinnvoll. Aber das darf nicht das Wichtigste im Leben sein. Es gehört dazu, aber in jener Bedeutung, die ihm von Gott her zukommt.

Der Evangelist Lukas verwendet den krassen Begriff „Sklave“, Sklave des Geldes. Ein Sklave übt nicht nur die verschiedensten Dienste aus, sondern er ist existenziell gebunden und abhängig von seinem Herrn. Er ist unfrei und lebt ganz wie es dem Herrn gefällt. Damit werden die Unterschiede noch deutlicher. Wenn sich ein Mensch unter die Herrschaft Gottes stellt, baut er das Reich der Liebe auf. Für einen innerlich vom Geld Abhängigen sieht das Leben, der Mensch und die Welt ganz anders aus.

In der Widersprüchlichkeit des Lebens gibt es trotz einer Grundentscheidung für Gott immer wieder Situationen, wo ein Tribut an den einen oder anderen Götzen gezollt wird, wo z.B. die Sorge um Geld, um Karriere, um ein Projekt einmal so wichtig wird, dass man Gott vergisst. Die Konsequenzen können weitreichend sein. Das Denken, die Ausrichtung des Willens und des Handelns wird durcheinandergebracht. Danach hinterlässt es Spuren und zieht es Kreise in der Umgebung.

Wer letztendlich Gott als seinen Herrn erwählt hat und dies nicht nachträglich durch sein Handeln revidiert, wird früher oder später zu seiner eigentlichen Berufung zurückkehren und dem Geld wieder seinen angemessenen, untergeordneten Platz im Leben geben.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur geht es um das persönliche Durchhalten der Grundentscheidung, dass Gott Herr in meinem Leben ist, d.h. dass ich mich an ihm orientiere. Das könnte mir an dieser Stelle wieder bewusst werden. Die Herrschaft von anderen Einflüssen auf mein Leben und jeder faule Kompromiss muss zurückgewiesen werden. Denn ich kann nur Diener eines Herrn sein. Wenn es nicht Gott ist, wer dann? Wenn es Gott ist, wie sieht das in diesem Augenblick aus?

4.c. Zwischen alt und neu – Kein neuer Stoff auf ein altes Kleid!

„Auch füllt man nicht neuen Wein in alte Schläuche. Sonst reißen die Schläuche, der Wein läuft aus, und die Schläuche sind unbrauchbar. Neuen Wein füllt man in neue Schläuche, dann bleibt beides erhalten.“ (Mt 9,17)

Evangelium:

Neuer Stoff, altes Kleid – neuer Wein, alte Schläuche (Mt 9,16-17, Mk 2,21-22, Lk 5,36-39)

Hier hat ein Weisheitsspruch seinen Platz in der Frohen Botschaft gefunden. Dinge passen nicht unbedingt zusammen, auch wenn sie von der gleichen Art sind. Was mit einem neuen Kleid zu tun wäre ist klar: es anziehen und tragen, so wie es ist. Was aber kann mit einem alten Kleid geschehen, das einen irreparablen Riss hat? Im Haushalt wird dieses Kleid für das verwendet, wozu Stoff noch gut sein kann. Ein altes zerschlissenes Kleid wird nicht mehr getragen, aber verwandelt, wobei es auf die Phantasie für eine Weiterverwendung ankommt, vom Putzfetzen über eine Puppenkleidung bis hin zur Altkleidersammlung. Schwieriger ist es mit den alten Schläuchen, die nur alten Wein vertragen. Was ist, wenn es keinen alten Wein mehr gibt? Dann sind sie tatsächlich unbrauchbar. Den neuen Wein in diese abzufüllen und auf das Unbrauchbarwerden der Schläuche und das Verschwenden des Weines zu warten, ist unsinnig. Alte Schläuche sind als verbraucht anzusehen. Ob es noch eine andere Verwendungsmöglichkeit gibt, weiß ich nicht.

Natürlich bleibt jeder gern beim Gewohnten (Lk 5,39): „Und niemand, der alten Wein getrunken hat, will neuen, denn er sagt: `Der alte Wein ist besser`“. Der gewohnte Geschmack hält das Neue für schlechter und mag sich sogar dagegen sperren.

Für eine christliche Konfliktkultur heißt das vielleicht: Veränderungen ereignen sich ganzheitlich. Sanfte Anpassung an neue Gegebenheiten ist nur bis zu einem gewissen Grad möglich, wo die Bezeichnung „alt“ und „neu“ noch nicht ganz stimmen. (Auch manches „Neue“ kann sehr alt sein – ohne bewerten zu wollen, was „besser“ sei.) Wo wirklich „alt“ und „neu“ zusammenkommen, kann es Spannungen bis zum fruchtlosen Zerreißen geben. Eine Anfrage an Personalentscheidungen? Eine Anfrage, ob man Neues will oder ob das Neue doch nur alt sei? Eine Anfrage an die Bereitschaft, vom Alten (und Bewährten) Abschied zu nehmen, weil dessen Zeit vorüber ist, auch wenn sie noch hinausgezögert werden kann? Veränderungen, Reformen und ähnliches müssen wohl ganzheitlich und umfassend sein. Flickwerk nützt nicht viel – nur bis zum nächsten Mal. Wo sich Altes nicht mitverändern kann, werden Risse größer und stellen den Träger des Kleides (d.h. die Beteiligten oder den „Schwächsten“ unter den Beteiligten“) nach einer nicht mehr bestandenen Zerreißprobe einmal fürchterlich bloß. Oder es bleibt ein Museumstück übrig, das vielleicht als geschichtlich wertvoll, kostspielig und ineffizient erhalten wird. Oder es

nimmt nur Platz weg und versperrt den Weg für anderes, das gemäß den veränderten Zeichen der Zeit jetzt – neu – notwendig wäre.

4.d. Zwischen Loyalität und Protest – die Steuerfrage

*„Sag uns also: Ist es nach deiner Meinung erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen, oder nicht?“
(Mt 22,17)*

Evangelium:

Die Tempelsteuer (Mt 17,24-27)

zivile Steuern (Mt 22,15-22, Mk 12,13-17, Lk 20,20-26)

Jesus geht mit Geld unbefangen um. Er sieht die Notwendigkeiten einer finanziellen Grundlage. Es gibt eine gemeinsame Kassa (die Judas Iskariot verwaltet: Joh 12,6) und es gibt eine Reihe von Wohltätern und Unterstützern. Von diesem Geld wurden wohl die gemeinsamen Ausgaben bestritten bzw. wurde den Armen gegeben (Joh 12,5). In der Begegnung mit Maria, die Jesus in ihrem Haus in Betanien verschwenderisch mit einer teuren Salbe die Füße reinigt (Joh 12,1-11), zeigt Jesus, dass die Liebe Vorrang vor dem Finanziellen hat. Es fällt auf, dass Jesus oft von Geld bzw. vom Vermögen spricht. Das ist ein Thema, das die Leute beschäftigt, und er geht auf deren Lebenswirklichkeit ein. Ihn selbst ereifert das Thema nicht. In der Beobachtung der Menschen, die im Tempel ein Opfer bringen, betrachtet er die Höhe des Geldopfers in Relation zu den Möglichkeiten des jeweiligen Menschen und weiß daher die Haltung höher zu schätzen als die gespendete Geldsumme (Mk 12,41-44; Lk 21,1-4).

Geld ist für Jesus etwas, das zum Leben in der Gesellschaft dazugehört, an das man aber sein Herz nicht hängen soll. Von einer Geringschätzung ist nirgends die Rede. Geld hat seinen Wert, auch wenn es anderem untergeordnet ist, auch wenn es vor allem auf die Haltung des Umgangs damit ankommt.

Ganz in diesem Sinn reagiert Jesus auf die Fragen, wie er zur Tempelsteuer und zur kaiserlichen Steuer steht. Dieses für die Menschen in ihrem Alltag interessante Thema berührt Jesus innerlich nicht. Sinngemäß müsste man seine Antwort so verstehen: Jeder soll genug Geld zur Erfüllung seiner Aufgaben (Familienerhaltung) und zur Einnahme einer gesellschaftlichen Rolle (Anteil am Gemeinwohl) erhalten. Es ist selbstverständlich, dass der Staat finanzielle Mittel für seine öffentlichen Aufgaben braucht. Jesus akzeptiert das, ohne sich besondere Gedanken über möglichen Missbrauch, über Verschwendung oder über falsche Zwecke zu machen. Das ist nirgendwo auszuschließen. Was die Römer betrifft, so wurde deren unterdrückendes Regime finanziert, allerdings auch deren Bauten wie Straßen, Brücken, Häfen, Städte, die Sicherung der Handelswege usw.

Dass der Tempel zu seiner Erhaltung bzw. zur Bezahlung der Angestellten u.ä.m. ebenfalls Geld braucht, ist auch klar. Jesus bezahlt die Tempelsteuer bewusst, indem er sich dieser Vorschrift unterordnet, die ihn im tiefsten Sinn gar nicht betreffen würde. Er akzeptiert sie einerseits, andererseits zeigt er, wie sehr er darüber steht. Die wunderbare Herkunft der

Münze, mit der er zahlt, mag ein Hinweis dafür sein, dass man das für solche Zwecke nötige Geld haben soll, ohne Entbehrung zu leiden. Darum bemüht sich heute das ausdifferenzierte Steuer- und Abgabewesen des Staates bzw. der Kirche. Diese Systeme sind vielfach sozial abgefedert, müssen jedoch ständig überprüft, neuen Gegebenheiten angepasst und dementsprechend verbessert werden.

Eine christliche Konfliktkultur wird sich – angeregt durch das Evangelium – jeglicher Streitereien um's Geld möglichst enthalten. Es ist eine Pflicht, seinen Beitrag zu leisten, auch wenn nicht immer das, was ich mir vorstelle, damit geschehen mag. Eine Grundversorgung ist nötig und mitzutragen.

Finanzielle Fragen sind Sachfragen, die auf diesem Hintergrund ohne große Eiferung zu behandeln sind. Angesichts der Sendung der Christen sind sie nachrangig, gehören aber als Rahmenbedingung dazu. Um Geld muss man sich kümmern, aber entsprechend der Bedeutung, die ihm von Gott her zukommt. Zuerst soll es um das Reich Gottes gehen, um alles andere danach (Mt 6,33; Lk 12,31).

Unangemessen scheint daher der Versuch, den Staat bzw. die Tempelbehörden bzw. die Kirche durch die eigene Steuerleistung zu einer Politik bzw. Verwendung nach eigenen Vorstellungen zu zwingen. Das führt zu Reibereien und Partikularismus. Durch solche Versuche werden Tür und Tor für die großen Geldgeber geöffnet, ihre Einflussnahme zu verstärken. Und man vergisst, dass die eigentliche Finanzgewalt heute wohl längst in noch ganz anderen Händen liegt. Jesus stellt das Steuersystem nicht in Frage.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur muss eine Auseinandersetzung um Finanzen eigentlich als unnötig erscheinen, die im Sinn von Gerechtigkeit allerdings dennoch gefordert ist.

Geld dürfte eigentlich kein Druckmittel sein. Dass mit dem Geld gesellschaftliche und kirchliche Entwicklungen gesteuert werden, ist eine Realität. Bezogen auf das Evangelium geht es dann darum, wie dadurch „Liebe“ gefördert werden kann.

4.e. Zwischen Freundschaft und Feigheit – Die Verleugnung durch Petrus

„Da wandte sich der Herr um und blickte Petrus an. Und Petrus erinnerte sich an das, was der Herr zu ihm gesagt hatte: Ehe heute der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.“ (Lk 22,61)

Evangelium:

Verleugnung durch Petrus (Mt 26,69-75, Mk 14,66-72, Lk 22,55-62, Joh 18,15-18.25-27)

Als Petrus erkennt, dass er Jesus verleugnet hat, beginnt er zu weinen. (Vielsagend ist der kleine Einschub von Lukas, dass Petrus sein Tun durch einen Blick Jesu auf sich erkennt.) Er schämt sich seiner Feigheit, die ganz im Gegensatz zu seiner bisherigen Treue zu Jesus steht. Trotzdem ist und bleibt er der Fels, auf dem die Kirche gebaut werden soll (Mt 16,18). Es *gibt* diesen Konflikt infolge einer Untreue gegenüber Jesus – und niemand ist davor gefeit. Vielleicht ist es sogar gut, die eigene Schwachheit einmal zu durchschauen, um sich seiner selbst nie zu sicher zu sein. Seine Kraft schöpft der Christ nicht aus sich selbst, sondern empfängt sie von Gott.

Es ist leicht, hier über Petrus ein Urteil zu haben: Man sollte es aber differenzierter sehen. Immerhin beweist er Verbundenheit und Anhänglichkeit, indem er möglichst nahe zu Jesus will. Das nützt nichts. Vermutlich möchte er etwas Näheres über Jesu Schicksal herausfinden. Es ist nicht in seinem Plan, sich jetzt zu Jesus zu bekennen und Zeugnis abzulegen. Verunsicherung und Angst in einer feindseligen Umgebung sind größer als sein Mut. Es wäre – ehrlich gesagt – nutzlos, sich hier an dieser Stelle zu Jesus zu bekennen und damit womöglich selbst nur verhaftet und getötet zu werden. Das war nicht die Absicht des Petrus – nicht jetzt –, und deshalb ist er auf die Situation nicht gefasst.

Petrus wird angesprochen, ob er zu Jesus gehört, und er reagiert („diplomatisch“), so dass er seinen Plan, Näheres über das weitere Schicksal Jesu herauszufinden, nicht gefährdet. Beim zweiten Krähen des Hahnes erkennt er, dass anderes den Vorrang gehabt hätte; das Bekenntnis zu Jesus, so wie er es sich früher einmal vorgenommen hatte (Lk 22,33, Mk 14,29, Mt 26,33-35).

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur müssen wir mit der eigenen Schwachheit, ja Untreue rechnen. Es kann durchaus ein gutes Anliegen sein, das uns im entscheidenden Moment von noch Wesentlicherem ablenkt. Dann ist Selbsterkenntnis und Reue nötig, nicht das Beharren auf der Verständlichkeit unseres Handelns oder die Berücksichtigung von Entschuldigungsfaktoren. In der Ankündigung der Verleugnung durch Petrus (Mt 26,34; Lk 22,34; Joh 13,38) verlangt Jesus keinen Heroismus, aber er weist auf die Grenze des Apostels und von jedem von uns hin. In diesem Bewusstsein soll ein Engagement für Jesus nicht zu dick aufgetragen und von sich zu überzeugt sein. Die Möglichkeit der Schwäche (einer Sünde) in unvorhergesehenen Situationen ist immer da. Das gilt für alle Mitglieder der Kirche, wo auch immer sie stehen.

4.f. Zwischen Macht und Dienst – Die Versuchung Jesu

„Dort blieb Jesus vierzig Tage lang und wurde vom Satan in Versuchung geführt. Er lebte bei den wilden Tieren, und die Engel dienten ihm.“ (Mk 1,13)

Evangelium:

Die Versuchung Jesu (Mt 4,1-11, Mk 1,12-13, Lk 4,1-13)

Die Evangelien berichten, wie der Geist Gottes auf Jesus während seiner Taufe herabkommt (Mt 3,13-17; Mk 1,9-11; Lk 3,21-22). Danach wird er vom Teufel in Versuchung geführt. Dieser zeitliche Ablauf ist wesentlich. Er bedeutet, dass der empfangene Geist Versuchungen nicht verhindert, jedoch mag er Kraft und Inspiration geben, diese zu durchschauen und ihnen zu widerstehen.

Von einer anderen Seite betrachtet heißt das, dass eine Taufe bzw. der Empfang des Geistes nicht die Bedingung – oder die Garantie – darstellt, dass jemand gegenüber Verführungen immun wird.

Christliches Leben ist ein Leben mit Irritierungen, die vielleicht dann kommen, wenn man meint, davor gefeit zu sein, etwa nach einer „geistlichen Erfahrung“ oder nachdem etwas Größeres gelungen ist. Darauf macht der Zeitpunkt der Versuchung Jesu aufmerksam. Die Raffinesse des Teufels ist auf ihre Art großartig-abstoßend. Er knüpft an menschliche Grundbedürfnisse, an Frömmigkeit sowie an die Bewunderung der Schöpfung und menschlicher Kulturleistungen an. Alles sieht ja ganz gut aus und niemandem würde ein Schaden zugefügt werden. Die Dinge scheinen harmlos zu sein bzw. sie wären leicht zu verharmlosen, wenn irgendwo doch ein Haken entdeckt wird. Es geht nur um ein bisschen mehr Annehmlichkeit, um einen vermeintlichen Ernstfall von Gottvertrauen und um die Verfügungsmöglichkeit über das Schöne in dieser Welt – zu einem Preis, dessen eigentliche Höhe nicht genannt wird. (Was heißt es konkret, den Teufel anzubeten?) Aber wer würde das hinterfragen, der unbedingt von dem Gezeigten fasziniert sein muss?

Im Einzelnen stellt sich diese Bibelstelle unter dem Gesichtspunkt einer christlichen Konfliktkultur so dar:

Nach dem langen Verzicht auf Nahrung bekommt Jesus Hunger. Er hat ein Grundbedürfnis, das gestillt werden muss. Er bewahrt Ruhe. Der Hunger beherrscht ihn nicht, er hat sich unter Kontrolle. Denn wäre sein Begehren nach Essen jetzt stärker als sein Wille bzw. sein Wissen um seine Möglichkeiten, würde er tatsächlich alles Erdenkbare versuchen, um zu Nahrung zu kommen. Vielleicht könnte er wirklich Steine in Brot verwandeln, aber dann würde er sich Dingen widmen, die nicht seiner Sendung entsprechen. Es geht nicht um das Nächstliegende, Vordergründige, sondern um die Botschaft Gottes, von der nichts ablenken darf.

Hier wird im Sinne einer christlichen Konfliktkultur der rechte Gebrauch der eigenen Möglichkeiten angesprochen, auch angesichts persönlicher Grundbedürfnisse (vgl. Mt 6,25-

34; Lk 12,22-31: von der falschen und rechten Sorge). Nach dem Beispiel Jesu kommt zuerst das Wort Gottes, danach die Sorge um die Notwendigkeit der kleinen Lebenswelt, was weder einen Nachrang der eigenen Person hinter etwas „Fremdem“, noch einen Widerspruch bedeutet. Denn das Leben mit all seinen großen und kleinen Seiten ist am besten bei Gott aufgehoben, der alles Nötige – und sogar mehr als das – geben wird (vgl. Mt 7,8; Joh 16,24: „bittet und ihr werdet empfangen“).

In der zweiten Versuchung (nach Matthäus) wird Jesus eingeredet, ein verrücktes Tun wäre ungefährlich, weil Gott seine behütende Begleitung auf jeden Fall zugesagt hat. Das ist eine glatte, aber verschleierte Lüge, besser gesagt: eine Halbwahrheit. Denn der Versucher argumentiert geschickt. Er führt Worte der Heiligen Schrift an. (Er kann auch heute suggerieren: wenn du das und das tust, wird dir nichts geschehen, weil... – und dann kommt schon irgendein Argument). Aber ein Probespringen hat nichts mit der Verkündung der Frohen Botschaft zu tun, nichts mit dem Aufbau des Reiches Gottes. Ein solches Zeichen ist unwichtig, „heilsunwichtig“ und überflüssig. Es bietet nur ein medienwirksames Schauspiel für einen Star, für eine Publikumswette oder für die Verkaufszahlen bzw. Quoten eines Mediums.

Die Argumente werden von Jesus durch ein umfassendes, tieferes Wissen von Gott abgewehrt. Er weiß Texte des Vertrauens (der Versucher zitiert einen Psalm) von einer konkret ganz anderen Situation zu unterscheiden. Gott ist vertrauenswürdig, aber er ist kein Partner für Spielchen.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur sind Aufträge oder Anregungen zu prüfen: Sind sie einseitig? Verdrehen sie mit gekonnten Worten den Willen Gottes? Sind sie suggestiv oder unnötig? Geht es um ein Spektakel oder um ein Zeichen der Liebe?

Die dritte Versuchung ist gewaltig. Wer möchte nicht zumindest ein bisschen herrschen, Durchsetzungsvermögen haben, Macht ausüben, in einer gesicherten und unanfechtbaren Position sein? Doch hier ist Jesu Absage am radikalsten. Das Streben nach Macht um der Macht willen widerspricht seiner Botschaft, die das Dienen bevorzugt (z.B. Mk 10,45; Mt 20,28; Lk 22,26; Mk 10,43 u.a.m.), am deutlichsten. In diese Zurückweisung sind alle Mittel zur Macht inbegriffen. Eine christliche Konfliktkultur steht da vor einer schweren Aufgabe. Deutliche und versteckte, bewusste und unbewusste Machtansprüche sind in der Welt und in der Kirche allgegenwärtig. (Auch ein Dienst kann im Sinn von Machtausübung ausgeführt werden.)

Selten können Machtansprüche so enttarnt werden, wie es Jesus gelingt. Die entscheidende Frage, die sich jeder stellen muss, ist: Was steht in meinem Streben an vorderster Stelle? Welchen Raum nimmt die Liebe ein? Und man kann den Hinweis Jesu, das „Niederwerfen vor Gott“ ruhig wörtlich nehmen. Wieviel Zeit nehme ich mir für die Anbetung Gottes, besonders wenn ich in der Position bin, in der ich tatsächlich Einfluss und Macht habe?

Aber das alles ist keine Garantie, Versuchungen abwehren zu können. Die gibt es nicht. Nicht einmal Jesus blieb dauerhaft davon verschont. Die Evangelien berichten, dass er „eine gewisse Zeit“ Ruhe haben sollte. Eine Überwindung des Bösen „ein für allemal“ ist eine Illusion.

Das Leben fordert ständig Entscheidungen zwischen Gut und Böse, die selten als solche bewusst werden. Die Grundhaltung eines Menschen übernimmt im Alltag die Orientierung für jegliches Handeln. So gilt es, diese immer wieder zu überprüfen und zu pflegen (Gewissensforschung und Gewissensbildung). Falsche Selbstsicherheit ist niemals angebracht, sondern Wachsamkeit (vgl. z.B. Mt 24,43; Lk 12,39) und Klugheit.

5. ÄRGER UND VERWIRRUNG

5.a. SCHLECHTER RAT – „Weiche Satan...“

„Weg mit dir, Satan geh mir aus den Augen! Du willst mich zu Fall bringen; denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was Menschen wollen.“ (Mt 16,23b)

Evangelium:

Jesus sagt zu Petrus „Satan“ (Mt 16,21-23, Mk 8,31-33)

Petrus kriegt es kalt-warm.

Unmittelbar zuvor erzählen die Evangelisten von der Petrus übertragenen Vorrangstellung (Mt 16,18). Petrus hat erkannt, dass Jesus der Messias ist (Mt 16,16; Mk 8,29; Lk 9,20). Die Worte und Zeichen Jesu waren für ihn der überwältigende Beweis für die einzigartige Sendung Jesu aus Gott. Das ist nun das Fundament, auf dem Jesus die Jünger tiefer und umfassender in sein Geheimnis einweihen will, wozu untrennbar das Kreuz gehört. Die Konflikte mit den Pharisäern können nicht beigelegt werden, nicht einmal durch den Sohn Gottes. Die Feindschaft wird zunächst einen Triumph über die Offenbarung feiern. Das ist kaum begreifbar. Petrus versteht nicht, dass Gott ohnmächtig erscheinen kann, dass Jesus einen schmachvollen Tod erleiden wird. Ehrlich gesagt, das ist wirklich nicht zu verstehen – aber Realität. Gott lässt Grenzen gegenüber seinem Einfluss zu bzw. er verlangt, dass man auf ihn trotz Scheitern gegen alle Hoffnung vertrauensvoll hofft. Petrus ist mit seiner Sorge und mit seinem Rat gegenüber Jesus gut zu verstehen. Er will das Beste für seinen Freund und Meister. Das Kreuz ist darin unvorstellbar.

Es ist absurd, dass diese Worte der Freundschaft nicht im Sinn Gottes sind. Alle Umstände sprechen für die Berechtigung des Rates des Petrus. Dennoch wehrt Jesus hart ab. Jesus muss ein einseitiges Bild zurückweisen, das im Leben des Liebenden das Kreuz nicht wahrhaben will. Es gehört dazu, auch für die ihm Nachfolgenden (vgl. die anschließenden Aufforderungen zur Nachfolge, Mt 16,24-25; Mk 8,34-35; Lk 9,23-24).

Das Engagement für die Liebe beinhaltet das Risiko des Kreuzes. In der Nachfolge Christi mag man sich deshalb hundertfach als Mitleidender und Mitgekreuzigter erfahren (vgl. Röm 6,6; Gal 2,19; Gal 5,24; Gal 6,14). Gottes Wege gehen auch durch die Dunkelheit, durch Abgründe, durch die Schattenseiten der Welt. Petrus kann das noch nicht erkennen. Sein Christus-Bild ist halb. Entgegen seinen Wunschvorstellungen wird nicht die harmonische Entfaltung der Persönlichkeit, der letztendlich strahlende, für alle erkennbare Sieg der Liebe, sowie Erfolg und Ansehen verheißen. (Angesichts der Weltgeschichte wäre dies für die Verlierer der Jahrhunderte Zynismus.) Sondern es geht um die Annahme des ganzen Christus, des ganzen Evangeliums. Das Ausblenden einer Seite, das bloße Wahrnehmen eines Wunschbildes ist eigentlich vom Bösen. Denn es trübt den realistisch-kritischen Blick auf eine

Welt voller Ränder und Schatten. Dann sieht man wirklich nur die im Lichte, denn im Dunkeln sieht man eben nicht bzw. man sieht sie nicht wirklich (Bert Brecht).

Eine christliche Konfliktkultur lebt mit dem Skandal des Leides und des Todes von Unschuldigen. Das ist nicht gottgewollt. Was Gott sehr wohl will, ist die Solidarisierung mit diesen „Besiegten“. Hier kann sich niemand hinter ein halbiertes Bild des Glaubens zurückziehen, auch nicht im Namen psychologischer Erkenntnisse einer humanmenschlichen Persönlichkeitsentfaltung. Diese ist natürlich zu befürworten, wobei jede falsch verstandene Leidensmystik, jede einseitige „Theologie des Opfers“ abzulehnen ist. Aber das kann kein Grund für ein Ausweichen vor dem Auftrag Gottes sein. Der Preis der Anpassung an – verständliche – Harmoniewünsche darf hier nicht gezahlt werden. Das Vorziehen der lichten Seiten des Lebens darf die Wahrnehmung der Realität des Dunkeln nicht verdrängen. Eine christliche Konfliktkultur muss tiefer sehen und schärfer auf die Stimme Gottes hören als es rein menschlich angenehm erscheint.

5.b. VERFÜHRUNG – Wehe, wenn jemand einen zum Bösen verführt

„Er sagte zu seinen Jüngern: Es ist unvermeidlich, dass Verführungen kommen. Aber wehe dem, der sie verschuldet.“ (Lk 17,1)

Evangelium:

Warnung vor Verführung (Mt 18,6-7; Mk 9,42; Lk 17,1-2)

Hier ist (vom griechischen Text her) von einem „Skandal“ die Rede. Ein Skandal ist wie ein Stein, über den man stolpert, über den man hinwegstürzt und über den man zu Fall kommt. Ein Skandal bringt jemanden zum „Fallen“.

Der in dieser Bibelstelle angesprochene Skandal wird durch einen Abfall vom Glauben hervorgerufen. Ein Abfall vom Glauben liegt in jedem Tun des Bösen, eigentlich schon in jeder Verführung zum Bösen, denn das ist ein Handeln gegen den Willen Gottes.

Jesus bezeichnet die Gläubigen als die „Kleinen“, die sich vor Gott bedürftig und zum Wachstum berufen wissen. Sie müssen geschützt werden, weil ihre Abwehrkräfte noch schwach sind. Sie sind als Mitmenschen in einer nicht immer nach dem Evangelium lebenden Umgebung verwundbar und beeinflussbar. Man kann ihnen sogar so stark und raffiniert zusetzen, dass sie vom Glauben ablassen.

Warum *muss* es diese Verführung zum Bösen geben? Von Gott her ist es kein „Muss“, denn er verführt nicht. Er stellt die Menschen nicht auf die Probe, aber die Geschichte zwischen Gott und der Welt ist getrübt von der Ablehnung Gottes durch die Menschen. Das zieht Kreise, errichtet eine Atmosphäre der Entfremdung, baut Strukturen der Sünde auf usw. Darin ist der Mensch gottes- und menschenfeindlichen Einflüssen ausgesetzt. Dem kann er nicht immer widerstehen. Nicht alle sind Helden, nicht alle sind so tief im Glauben verwurzelt, dass sie standhalten könnten.

Jesus klagt nicht Umstände oder Strukturen an, sondern konkrete Menschen, die das Böse fördern, in welchen Situationen und Positionen auch immer. Kein Kollektiv entschuldigt die Verantwortung des Einzelnen. „Mildernde Umstände“ beim Tun des Bösen bleiben Gott überlassen. Sie entziehen sich menschlicher Beurteilung, so sehr man sich um deren angemessene Beachtung bemühen sollte.

Es ist eine Verführung durch „die Welt“, die im Gegensatz zu den Grundregeln des Lebens in der Gemeinde (Mt 18) denkt und handelt. Diese „Welt“ existiert auch in der Gemeinschaft der Gläubigen. Das ist keine bloß lästige und ärgerliche Gegebenheit auf dem Weg der Wahrheit und der Vollkommenheit, sondern eine Grundbefindlichkeit der Kirche als Kirche der Sünder, die allerdings zur Heilung und zur Heiligkeit berufen ist.

Jesus unterscheidet zwischen Verführtem und Verführer. Der Verführte/Verirrte kann mit der Anteilnahme, den Bemühungen und der Vergebung der Mitchristen rechnen, die ihm

zum Guten helfen wollen (vgl. Mt 18,12-35; Lk 15,4-7). Der Verführer hingegen, der sich in den Dienst einer bösen Sache gestellt hat, wird die Tragweite seines Tuns zu spüren bekommen. Als einer, der nicht liebt, ist er eigentlich „tot“. Darin schließt das in der Heiligen Schrift beschriebene Bild vom Mühlstein um den Hals und das Versenken im Meer an. Es wäre besser, das irdische Leben zu verlieren als das ewige (Mk 8,35-36; Mt 16,25-26; Lk 9,24-25). Es wäre besser, unter persönlichen Nachteilen das Böse abzuwehren als ihm wegen kurzfristiger Vorteile nachzugeben (vgl. Mt 18,8-9; Mk 9,47; Mt 25, 46),

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur muss gewarnt werden. Man möge Acht geben, nicht selbst – unbewusst, ungewollt – andere im Glauben zu verwirren, sie zum Stolpern und Fallen zu bringen, den Glauben mies zu machen oder anderes an seine Stelle zu setzen. Es genügt schon die Weitergabe von Lieblosigkeit, um andere durch abwertende Worte und durch das schlechte Beispiel von einem Stück Glaubensbeziehung abzubringen. Der Schlagfertigkeit oder dem Reizvollen gebührt kein Applaus, wenn dies nicht mit der Liebe in Zusammenhang steht.

Die zweite, deutlichere Warnung ergeht an jene, die bereits bei der Verbreitung von Bösem mittun, wobei die persönliche Verantwortung unterschiedlich sein kann. Das Rädchen im System ist anders verantwortlich als jener, der sich mit seiner ganzen Persönlichkeit einsetzt. Trotzdem gilt für beide: Wehe! Sie sind vor Gott verantwortlich.

Auch eine christliche Konfliktkultur trägt Verantwortung, weil sie dies in Erinnerung rufen muss (vgl. Mt 18,15-20) und die Dinge niemals einfach laufen lassen darf. Jeder Mensch ist zu kostbar, als das man sich mit seinen Lebensirrtümern achselzuckend abfinden könnte. Es gilt, allen Menschen das Evangelium zu verkünden.

5.c. IRRLEHREN – Warnung vor Irrlehren

„Er antwortete: Gebt acht, dass man euch nicht irreführt! Denn viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: Ich bin es!, und: Die Zeit ist da. – Lauft ihnen nicht nach!“ (Lk 21,8)

Evangelium:

Warnung vor Irrlehren (Mt 24,4-5. 11. 23-26, Mk 13,5-6, Lk 21,8)

Die kurzen Warnungen vor Irrlehren weisen bei den Evangelisten unterschiedliche Nuancen auf, die ihrer Zielgruppe entsprechen.

Bei Markus berufen sich die Irrlehrer auf ein persönliches Sendungsbewusstsein im Namen Gottes („ich bin es“), was dem Gottesnamen Jahwe entspricht.

Matthäus nimmt einen Gedanken in den Versen 23-24 nochmals auf und erweitert ihn. Hier gibt es Menschen, die jemanden als Messias bzw. Prophet bezeichnen. Wer diese Hinweisenden sind, geht nicht genauer hervor. Das können alle sein: Christen, Andersgläubige, Medien usw., die eine solche Person überall zu sehen meinen. Es wird von beeindruckenden Zeichen und Wundern durch diesen falschen Messias und Propheten berichtet. Natürlich weckt das Bewunderung und lässt Fans gewinnen. Das soll dann eine solche Begeisterung erzeugen, dass sogar Christen von dort her eine Lebensorientierung erwarten, die allerdings irreführend ist. – Interessant ist, dass sich kein Hinweis auf die Botschaft dieser Irrlehren bezieht. Wahrscheinlich ist sie auf den ersten Blick beeindruckend, beim genaueren, nüchternen und wachsamem Hinsehen aber nicht mehr. Oder doch? – Vermutlich sind beim Durchdenken die Widersprüche zu Jesus erkennbar, was allerdings die Bereitschaft, die Fähigkeit und die Möglichkeit dafür voraussetzt.

Bei Lukas treten die Irrlehrer im Namen Jesu auf und berufen sich auf Gott. Sogar der erste Satz der öffentlichen Verkündigung Jesu wird in den Mund genommen: „Die Zeit ist da“ (vgl. Mk 1,15).

Wen rüttelt ein solcher Predigtanfang nicht auf? Die Zeit ist da. Welche Zeit und woran ist sie zu erkennen?

Die seit dem 2. Vatikanischen Konzil berühmten „Zeichen der Zeit“ (Gaudium et Spes 4, 11; Presbyterium Ordinis 9, Apostolicam Actuositatem 14; Unitatis Redintegratio 4) sind von Modeerscheinungen zu unterscheiden. Dazu ist die Gabe der Unterscheidung der Geister (vgl. 1 Kor 10,12) mit einem vom ganzen Evangelium geleiteten Blick auf die Gegenwart nötig.

Nicht jede Zeiterscheinung ist ein theologisch relevantes und auf den Plan Gottes zurückzuführendes Zeichen der Zeit. Auch bei einer Beobachtung der allgemeinen Gesellschaftsentwicklung ist zu hinterfragen, ob hier Zeichen sichtbar werden, die im Sinn der fortschreitenden Offenbarung Gottes etwas sagen oder ob hier (nur) das Material betrachtet wird, aus dem heutige Lebens- und Weltgestaltung vorrangig gebaut wird.

Letzteres kann nicht genug beachtet werden. Jedoch das christliche Handeln muss einer dazwischenliegenden Deutung im Sinn des Evangeliums und somit Kriterien des Glaubens folgen, die über die Schlussfolgerungen der Soziologie hinausgehen.

Unterschiedliche Schlüsse von Christen sollen einander helfen, gemeinsam zu tiefer Erkenntnis zu gelangen. Die Ungleichzeitigkeit der Gegenwart kann sogar heißen, dass ein Zeichen der Zeit von wirklicher lokaler Bedeutung ist; anderswo jedoch nicht, weil die Uhren anders gehen. Eine Vereinheitlichung ist nicht angebracht, wohl aber eine Pluralität, die sich in einer großen Gemeinsamkeit zutiefst verbunden weiß und in ihrer Vielfalt im Innersten stets zur Einheit strebt.

Die Zeit ist da – das kann auch so gemeint sein: Es ist genug, es reicht, jetzt ist der Tropfen gefallen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Wenn Jesus von der Zeit spricht, die erfüllt ist (Mk 1,15), von der heutigen Erfüllung der Verheißungen (Lk 4,21), von seiner Stunde (Joh 17,1), meint er etwas anderes; die Zeit des Heils, die Stunde der Verherrlichung, das Offenbar-Werden derer, die von Gott gesandt sind.

Damit zeichnet sich ein Kriterium der Unterscheidung zwischen wahrer und irreführender Verkündigung ab. Die Haltung „es reicht“ mag menschlich verständlich sein, ist aber – außer in prophetischer Rede (Wer ist ein Prophet?) – ein falscher Ansatzpunkt für christliches Handeln, für christliche Reformen. Die Reaktion auf eine solche Motivation ist ja stark von Gereiztheit getragen, die kaum mit dem Heiligen Geist in Einklang steht. Die wahre prophetische Begabung eines Mitglieds des Volkes Gottes zeigt sich, wenn in seiner Zeitanalyse ein Weg für das Heil sichtbar wird und die entsprechenden Früchte dominieren (Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Selbstbeherrschung, Selbstlosigkeit, Engagement, Rücksicht usw. – vgl. Gal 5,22-23).

Eine christliche Konfliktkultur muss bemüht sein, diese Unterscheidungen zu treffen, und in aller Wahrung der Höflichkeit und im Suchen des Gemeinsamen Irriges zu erkennen und dem nicht zu folgen. Auffallend ist, dass die Irrlehrer an dieser Stelle nicht ausdrücklich verurteilt werden. Zwar ist die Beschreibung des Matthäus „falsche Propheten“ eindeutig, aber dieses Problem steht im konkreten Gemeindebezug der neutestamentlichen Briefliteratur mehr im Vordergrund. Ein dortiges Weiterlesen ist daher zu empfehlen (z.B. Kol 2,8-23; 2 Petr 2,1-22; Jud 3-16; 2 Tim 2,14-26; Tit 1,10-16; 1 Joh 2,18-27; 2 Joh 7-11).

5.d. VERDÄCHTIGUNGEN – Jesus beim Mahl mit den Zöllnern

„Ich bin gekommen, um die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten.“ (Lk 5,32)

Evangelium:

Jesus hält Mahl mit Zöllnern (Mt 9,9-13, Mk 2,15-17, Lk 5,27-32)

Jesus hält Mahl mit Zöllnern und Sündern – und sofort geht das Gerede los. Jesus spricht mit Außenseitern, ungeliebten und unliebsamen Personen, mit „den anderen“ und wird sogleich zumindest schief angesehen. Von diesem Kontakt bleibt etwas an ihm hängen. Es wird getuschelt, was er denn mit diesen gemeinsam habe, ein Karussell der Vermutungen, der Verdächtigungen und der Gerüchte kann beginnen.

In der hier beschriebenen Situation hat es Jesus relativ leicht, da ihm bzw. seinen Jüngern eine direkte und klare Antwort auf offen ausgesprochene Vorwürfe möglich ist. Außerdem ist offensichtlich, dass Jesus in diese Gesellschaft hineingerutscht ist, weil sein neuer Jünger – Levi bzw. Matthias – eben diese Gäste geladen hat.

Die Rollen sind eindeutig: die Zöllner wissen, dass sie unbeliebte Zöllner sind, die Sünder wissen ebenfalls um ihren Ruf. Jeder kennt seinen Platz in der Gesellschaft und in den Augen der anderen. Und da man „nebeneinander“ lebt, gibt es praktisch keine Berührungen und deshalb auch keine Konflikte auf dieser Ebene.

Eine christliche Konfliktkultur kann zunächst eine Konfliktvermeidungsstrategie herauslesen: die Rollen sollen eindeutig sein.

Für den „Seelsorger“ ist das klar: Da begegnet man den Gemeindemitgliedern, den Kranken, einigen Außenseitern usw. Auch im Laienapostolat sind die Rollen klar definiert: Der „Laienapostel“ bezeugt das Evangelium an seinem Arbeitsplatz, an seinem Wohnort usw. Aber wo jemand „Mensch unter Menschen“ ist, verschwinden die Rollen. Und so „normal“ das eigentlich ist, kann dies problematisch werden. Es gibt Begegnungen, mit denen man sich Verdächtigungen aussetzt, obwohl man bei diesem Kontakt sehr genau unterscheidet zwischen einer grundsätzlichen Wertschätzung des anderen als Menschen und seinem – vielleicht tatsächlich – problematischen Gehabe.

Im innerkirchlichen Bereich scheint eines der schlimmsten Dinge der Kontakt zu kirchlich Andersdenkenden zu sein: zu vermeintlichen oder wirklichen „Fundamentalisten“, „Progressiven“, „Liberalen“, „Konservativen“, zu jenen, die „ein anderes Kirchenbild haben“, usw. Wenn dann jemand nicht schon „über den Dingen“ steht, beginnen Unterstellungen, Verdächtigungen und Gerüchte. Das Nicht-abgrenzen, der Versuch, ein Gespräch zu führen, sogar das Verweigern der Zustimmung zu abwertenden Reden über „die anderen“ gilt als verdächtig... Denn manche differenzieren nicht zwischen der Wertschätzung einem Mitmenschen gegenüber, den Versuchen einer Vermittlung, dem Bemühen um Verständnis, dem Einnehmen einer anderen Sichtweise und einer „Anhängerschaft“.

Wer zu einem „innerkirchlichen Unbeliebten“ steht, egal aus welchen, vielleicht auch nur mitmenschlichen Gründen, macht sich selbst unbeliebt. – Im Vergleich dazu scheint heute der Kontakt mit – friedlichen – Atheisten oder mit Außenseitern der Gesellschaft unverdächtig, sogar anerkannt zu sein. Aber hier sind die Rollen eben klar.

Dennoch muss im Sinn einer christlichen Konfliktkultur das Vermeiden von Gerede, vorschnellen Beurteilungen, Verdächtigungen und Gerüchten eingemahnt werden. Eine Klärung ist nur selten möglich, weil ja vieles „hintenherum“ gesprochen wird. Das zeugt von mangelndem Vertrauen bzw. von Berührungängsten und vergiftet die Atmosphäre. Allerdings widersprechen solche Bedenken und Ängste in Bezug auf den Kontakt und das Gespräch mit „andersdenkenden Christen“ dem Geist des Evangeliums, und ebenso die Weitergabe von Gerede, von Vorurteilen und von Gerüchten.

5.e. GEREDE – Rechenschaft über jedes unnütze Wort

„Ich sage euch: Über jedes unnütze Wort, das die Menschen reden, werden sie am Tag des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen.“ (Mt 12,36)

Evangelium:

Rechenschaft über jedes unnütze Wort (Mt 12, 36-37)

Diese konkrete Mahnung erteilt Jesus während einer Verteidigungsrede gegen dumme Anschuldigungen von Seiten der Pharisäer. In der beschriebenen Situation sind die vorgebrachten Beschuldigungen wirklich allzu ärgerlich, weil offensichtlich blödsinnig. Man fragt sich, wieso die Pharisäer selbst nicht bemerken, welchen Unsinn sie reden. Aber sie sind für ihre eigene Dummheit blind. Aufgrund ihrer Vorurteile sind sie darauf fixiert, dass jemand, der einen anderen Weg der Verkündigung Gottes geht, abgelehnt werden muss.

Bei anderen Gelegenheiten wirft Jesus den Pharisäern vor, den Menschen mit Vorschriften unnötige Lasten aufzulegen (Mt 23,3-4; Lk 11,46); dass es ihnen um äußeres Ansehen und nicht um den Dienst an den Menschen geht (Mt 23,5-12; Mk 12,38-40; Lk 11,43; 20,46); dass sie das Himmelreich für die Menschen verschließen (Mt 23,13; Lk 11,52); dass der von ihnen verkündete Glaube die Menschen verdirbt (Mt 23,15); dass sie Spitzfindigkeiten mit einem Eid betreiben (Mt 23,16-21); dass sie über ihre Opfer und ihre Aktivitäten Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue vergessen, also das, worauf es wirklich ankommt (Mt 23,23; Lk 11,42) usw. Die Vorwürfe gegen die Pharisäer haben alle etwas mit ihrer Verkündigung und deren Stil zu tun. Hier gibt es viel Unnützes und sogar Schädliches. Nicht alles hat schlimme Folgen und, – das muss man den Pharisäern zugestehen –, es geschieht aus verständlichen Motiven:

- Das „Auflegen von Lasten“ mag geschehen, weil nach ihrer Erkenntnis dieses Tragen für einen vor Gott guten Lebensweg angemessen ist. Aber sie haben den konkreten Menschen aus dem Blick verloren“
- Das Streben nach äußerem Ansehen mag neben der Befriedigung des Bedürfnisses nach Anerkennung auch im Sinn einer Art missionarischen Vorbildfunktion verstanden werden – ein Pharisäer stellt sich der Öffentlichkeit! Indem er Beachtung findet, kann er auch seiner Botschaft von Gott Beachtung ermöglichen.
- Wenn sie das Himmelreich verschließen, so verstellen sie den Zugang. Es geht ihnen um alles Mögliche, auch um wichtige Dinge, aber sie kommen nicht mehr dazu, von Gott und dem Aufbau seines Reiches zu sprechen und Menschen einen Weg zu eröffnen. Und sie beschäftigen sich mit interessanten Diskussionen, vielleicht sogar über Glaubensfragen, nur Gott selbst wird dabei de facto vergessen.
- Das Gewinnen eines Gläubigen nach pharisäischen Maßstäben lässt sie die vielen Menschen übersehen, die nicht geordnet und angepasst ihr Leben gestalten. Die Pharisäer vermitteln weiters ihre Enge, ihre Oberflächlichkeit, ihre Vorurteile, ihre Methode und

bringen ihre „Nachfolger“ dazu, in einer abgekapselten Denkwelt erstarrt zu denken und zu handeln. Es geht nicht um die Lebenswelt der Menschen, der man nicht mehr begegnet.

- Die Spitzfindigkeiten einer Eidesformel sind uns heute fremd. Aber das Verhalten der Pharisäer legt die Vermutung nahe, dass sie sich bestimmter Sprachformen bedienen, die ihnen die Möglichkeit geben, die Verbindlichkeit ihrer Worte quasi willkürlich festzulegen. Worauf man sich wirklich verlassen kann, ist dann nur Eingeweihten erkenntlich. Das ist ein Missbrauch der Sprache und macht Gespräche zu Wortspielen.

- Schließlich ist klar, dass Betonung von zweitrangigen Dingen bei gleichzeitigem Vergessen des Wesentlichen ein Irrweg ist. Obwohl der Pharisäer theoretisch sicher von der Wichtigkeit von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue überzeugt waren und dieses ihrer Selbsteinschätzung nach hochgehalten haben, war ihr wirkliches Tun anders, weil sie die Dinge nicht im Geist Gottes zu sehen versucht haben. Und genau das macht dieses Tun vor Gott unnützlich und ärgerlich.

Mit dem Blick auf eine christliche Konfliktkultur empfiehlt sich das Ernst-Nehmen von Mt 12,36 und das selbstkritische Hinterfragen der eigenen Sprachgewohnheiten. Was wird unnützlich in dem Sinn geredet, dass es eigentlich Schaden bringt? Wieviel Polemik, Witz auf Kosten anderer, weil sie lächerlich gemacht werden, sollte besser unterlassen werden? Welche interessanten, aber im Sinn Gottes überflüssigen Themen binden Kräfte und Gedanken, die so für den Aufbau des Reiches Gottes verloren gehen? Welche Vorschriften und Schubladisierungen entsprechen eigenen Projektionen und Vorstellungen, vergessen aber, den Menschen in seinem Wert vor dem Angesicht Gottes zu suchen?

Es geht nicht bloß um Rhetorik, Gesprächsregeln und Stil, sondern um Kommunikationsformen, die aus einem geistlichen Streben heraus erwachsen müssen. Ohne regelmäßiges Überprüfen der eigenen Begegnungen und Worte in einer Gewissenserforschung, die immer sensibler und feinfühlicher macht, kann das Maß an unnützer Rede nie kleiner werden. Verärgerungen, Zeitverschwendung und Gesprächsmüdigkeit sind dann die geringsten Konsequenzen von Sprach-Sünden.

5.f. ERWARTUNGEN – Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg

„Als dann die ersten an der Reihe waren, glaubten sie, mehr zu bekommen. Aber auch sie erhielten nur einen Denar.“ (Mt 20,10)

Evangelium:

Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-15)

Der Herr im Weinberg, der in diesem Gleichnis die Großzügigkeit Gottes repräsentiert, gibt den Arbeitern, „was recht ist“ (Mt 20,4). Wieder einmal steht das menschliche mit dem göttlichen Gerechtigkeitsgefühl nicht in Einklang.

Die Situation ist klar, die Erzählung hinlänglich bekannt, sodass ein Blick im Sinn einer christlichen Konfliktkultur auf die Diskussion des Gutsbesitzers mit den länger dienenden Arbeitern beschränkt bleiben kann. Ihr Anliegen ist psychologisch ebenso verständlich wie juristisch haltlos. Man muss ihnen keinen Neid unterstellen (bei einigen mag dies zutreffen: Mt 20,18), aber das großzügige Handeln des Gutsbesitzers gegenüber den kürzer Arbeitenden hat Erwartungen geweckt, die nicht erfüllt werden.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur sind mehrere Dinge bemerkenswert. Zuerst scheint der Lohn von einem Denar für die Tagelöhner gut bemessen zu sein. Das reicht für's erste wieder einmal zum Leben. Wenn daher der Gutsherr diese soziale Komponente im Blick hat, gönnt er jedem dieses Bewusstsein, momentan finanziell über Wasser zu sein. Bei einer genaueren Kalkulation eines Stundenlohns (gemessen an einem Denar pro Tag) könnte für die letzten eine Summe herauskommen, die für kaum etwas reicht. Das wäre zwar besser als gar nichts, aber die Enttäuschung der Familien über den schlechten Tag des Arbeiters würde diesen am Abend empfangen, die Angst vor einem weiteren finanziellen Misserfolg würde sie den ganzen nächsten Tag begleiten. Vielleicht gönnt der Gutsbesitzer ein Stück kleines Glück, ein bisschen Freude, das die von Anfang an Arbeitenden schon den ganzen Tag irgendwie vorweg begleitet hat. Sie hatten gewiss genug Last und Hitze zu ertragen, aber sie hatten auch Anteil am Sinn der Arbeit während des ganzen Tages (als Verdienst des Lebensunterhaltes), während bei den noch Wartenden Stunden der Sinnlosigkeit, des Gefühls, unnütz zu sein, der Sorge usw. zwischen den Fingern zerrannen. Wer die Last der Arbeitslosigkeit kennt, wird dies gut verstehen.

Und da schließt die Frage an, wieweit es Christen bzw. der Kirche möglich ist, Menschen Arbeit zu geben, die einerseits gebraucht wird, andererseits bezahlbar ist. Oder im übertragenen Sinn: Wo warten Menschen förmlich darauf, dass man sie engagiert und ihnen eine sinnerfüllte Tätigkeit ermöglicht? Wo findet man die „Wartenden“, die momentan nichts mit sich anzufangen wissen, denen man vielleicht mit einer Großzügigkeit begegnen muss, die andere nicht verstehen können? Nebenbei bemerkt: Der Lohn kann gar nicht gerecht nach Stunden aufgeteilt werden. Geschickte arbeiten in kürzerer Zeit mehr als

Ungeschickte länger, Fleißige mehr als Faule usw. Dazwischen brauchen die länger Arbeitenden Pausen. Das kann niemand ganz genau stoppen, und wo das doch geschieht (an den Fließbändern der Fabriken?) ist Arbeit wirklich ein Stück Entfremdung. Für eine christliche Sicht bedeutet dies, dass der ganze Mensch im Blick sein und großzügig und gerecht behandelt werden soll.

Ein zweites: Das „Murren“ erinnert an die Unzufriedenheit des Volkes Israel auf dem Weg durch die Wüste unter der Führung Mose (Ex 13,24; 16,2-12; Num 14,2. 27.29.36; 16,11; 17,6; Dtn 1,27; Ps 106,25). Murren ist etwas Unnützes (Weish 1,11), eine unangenehme Begleiterscheinung bei etwas, das man ohnehin zu tun hat (Phil 2,14; 1 Petr, 4,9), Murren ändert nichts. Man macht sich nicht einmal Luft damit, sondern frisst die Unzufriedenheit in sich hinein und zieht andere mit. Dieses Murren muss vom Herrn angesprochen werden. Sonst verfestigt es sich zu einer ungunstigen Atmosphäre, die belastend bleibt. Es ist wichtig, dass der Gutsbesitzer mit den Arbeitern darüber spricht und die Situation klärt. Es ist ihm nicht zu gering, sich darauf einzulassen.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur kann dies bedeuten, dass auch auf die murrenden Stimmen einzugehen ist. Sie dürfen nicht einfach überhört werden, auch wenn sie lästig und unwichtig sind. Das Gespräch soll gesucht werden.

Und dieses Gespräch ist der nächste Aspekt unserer Betrachtung. Hier kommen alle Argumente der einzelnen Parteien offen zur Sprache. Der Gutsherr nimmt den Vorwurf der Arbeiter ernst, er erklärt seinen Standpunkt, verweist auf die geltenden Abmachungen und auf seine Entscheidungsbefugnis über die Angelegenheit. Er spricht einsichtig, klar und hinterfragt sogar die Motive des Murrens. Bemerkenswert ist die Anrede „mein Freund“ (Mt 20,13) an den Sprecher der unzufriedenen Arbeiter. Wenn diese Anrede nicht bloß beschwichtigend, rhetorisch oder sarkastisch sein soll, ist an diesem Tag der Zusammenarbeit eine Beziehung entstanden, die über ein bloßes Arbeitsverhältnis hinausgeht. Vielleicht ist der Gutsherr selbst deshalb ein wenig enttäuscht, wenn er seine Großzügigkeit mit der Kleinlichkeit der Murrenden vergleicht (vgl. Mt 18,23-35: das Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger).

Aus diesem Gespräch kann eine christliche Konfliktkultur viel lernen. Der „Höhere“ ist in all seinen Worten und Taten klar und steht zu seiner Position. Er gibt keine Privilegien an die länger Dienenden, die glauben, eines im Vergleich zu den Neuen verdient zu haben. Nein, in christlichem Sinn wird kein Unterschied in der Bewertung der Arbeit einer Person gemacht. Wie lange jemand da ist, wieviele Dienste er erworben hat, spielt keine Rolle. (Dank soll er immer erfahren!) Es ist dem Neuen zuzugestehen, dass er ebenfalls sein Bestes gibt und das ihm überantwortete Werk tut. Kein lang Dienender soll daher neidisch über das einem Neuen geschenkte Vertrauen sein – oder Ähnliches.

Es macht Freude, diese Bibelstelle zu betrachten. Der angesprochene Konflikt hält sich von vornherein in Grenzen und kann gut gelöst werden. Die Nuancen dieser Lösung eröffnen einen feinen Blick für eine christliche Konfliktkultur als Teil der Frohen Botschaft.

6. HÄRTE UND VERWEIGERUNG

6.a. RESPEKTLOSIGKEIT – Von der Entweihung des Heiligen

*„Gebt das Heilige nicht den Hunden, und werft eure Perle nicht den Schweinen vor, denn sie könnten sie mit ihren Füßen zertreten und sich umwenden und euch zerreißen.“
(Mt 7,6)*

Evangelium:

Die Entweihung des Heiligen (Mt 7, 6)

Kann man – im Sinn einer christlichen Konfliktkultur – etwas mit dieser Bibelstelle anfangen? Es wäre fast leicht, wenn man die Hunde und Schweine benennen könnte, denen man nichts Wertvolles anvertrauen darf. Sicher gibt es Menschen, denen man nicht trauen darf, und ihnen etwas Wertvolles anzuvertrauen wäre ganz einfach dumm. Denn sie machen damit, was sie wollen, nicht, wozu das Wertvolle eigentlich da ist. Solche Menschen lassen sich von nichts beeindrucken und haben nur ihre eigenen Vorstellungen im Kopf, die ziemlich beschränkt sein könnten.

Das Bild von (streunenden) Hunden und von Schweinen ist stark, aber es ist ein Bild. Bleiben wir zunächst dabei.

Hunde und Schweine gelten als unrein. Man meidet und verachtet sie. Es ist eine schlimme Vorstellung, dass sie etwas Wertvolles finden und praktisch vernichten.

Aber auch Schweine suchen Futter. Eigentlich wollen sie gar keine Perlen, keinen Schatz, sondern etwas zum Fressen. Wenn sie dabei mehr oder weniger zufällig auf etwas Wertvolles stoßen, können sie damit nichts anfangen. Im Sinn ihrer ursprünglichen Absicht (Fressen) missbrauchen sie dies, vielleicht ohne sich dessen bewusst zu sein. Man kann auch an Bert Brecht denken – „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“ – und es in diesem Zusammenhang so verstehen: Erst geht es ums Überleben, um das Lebensnotwendige, und danach hat man erst die Kraft, sich zivilisiert zu verhalten.

Das Bild steigert sich noch. Denn wenn diese Tiere erkennen, dass man ihnen kein Futter gibt, dann werden sie sogar gefährlich und aggressiv. Sie brauchen eben Futter und nichts anderes.

Auch Hunde und Schweine sind Geschöpfe Gottes. Reinheits- und Unreinheitsvorstellungen hat Jesus auf den Kopf gestellt. Also so verächtlich sind diese Tiere gar nicht wie das Bild bei einem ersten Eindruck dieser Bibelstelle nahelegt.

Allzu schnell ist man versucht, das Bild von den Hunden und Schweinen auf Menschen zu übertragen, die das Wertvolle nicht zu schätzen wissen und das Wertvolle kaputt machen. Vielleicht hat man sogar Situationen erlebt, in denen man an diese Bibelstelle gedacht hat, wenn man mit Personen zu tun gehabt hatte, die alles verachtet und lächerlich gemacht

haben, was einem wertvoll und wichtig war, die Kostbares quasi mit Füßen getreten haben... Hier kann man zur Schlussfolgerung kommen: Mit solchen Personen will ich nichts zu tun haben. Sie sind es nicht wert, sie sind nicht würdig ... Es wäre dumm, ihnen den Glauben anbieten zu wollen. Besser sie bleiben weg, bevor sie stören...

Aber kann das stimmen? Sind nicht alle Menschen Geschöpfe Gottes und von Gott gewollt und geliebt? Vielleicht brauchen sie etwas anderes und nicht unbedingt Perlen und Schätze, sondern etwas, was ihrer Lebenssituation näher ist? Und mit diesem Gedanken kann ich über das Bild dieser Bibelstelle hinausgehen. Es geht nicht um (konkrete) Personen, sondern um Situationen. Denn es passt ja nicht, jemandem etwas Wertvolles (den „Glauben“) vermitteln zu wollen, wenn jemand etwas konkret Existenzielles benötigt: Hilfe, Beistand, Nahrung, Obdach. Also: Man muss genau auf die Situation schauen, auf die Lebenssituation der Menschen, denen man begegnet. Natürlich würde man ihnen gerne Wertvolles anbieten, aber nicht hier und jetzt. Zunächst noch nicht. Denn sie haben erst etwas davon, wenn sie es zu schätzen wissen, wenn sie erfahren und erkennen, was diese Perlen, was dieser Schatz wirklich ist und was das dann noch einmal für ihr Leben bedeutet und es bereichern kann.

6.b. MISSGUNST – Der Ärger des älteren Bruders

„Aber jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern; denn dein Bruder war tot und lebt weiter; er war verloren und ist wiedergefunden worden.“ (Lk 15,32)

Evangelium:

Der Ärger des älteren Bruder (Lk 15,25-32)

Der Blick auf diese Erzählung im Sinn einer christlichen Konfliktkultur stellt eine ungewohnte Perspektive dar. Hier geht es im zweiten Teil des Gleichnisses vom „verlorenen Sohn“ bzw. vom „barmherzigen Vater“ (Lk 15,11-25) um die Reaktion des älteren Bruders. Er ist neidisch und eifersüchtig auf den Jüngeren, weil diesem eine über jedes Maß hinausgehende Güte des Vaters zuteil wird.

Es wäre leicht, bei dieser Beobachtung stehenzubleiben und allgemein zu Großherzigkeit und zur Mitfreude über den Heimkehrenden zu mahnen. Aber es steckt mehr in diesem Text.

Das Problem für den älteren Sohn ist die scheinbar ungerechtfertigte Bevorzugung des anderen. Als einer, der immer brav und fleißig seine Pflicht erfüllt, muss er sich ja als der Dumme vorkommen, der arbeitet, während andere prassen und feiern. Er hätte gern einmal ein Fest veranstaltet, aber dieser Wunsch wurde nie erfüllt. Hat er den Vater jemals nach dem erwähnten Ziegenbock gefragt? Oder hat er erwartet, der Vater würde von sich aus einen solchen Vorschlag machen? Vielleicht hat der ältere Bruder seinen Vater vor allem als korrekt kennengelernt. Die Großzügigkeit gegenüber dem Jüngeren verwundert ihn, wobei er vielleicht eine neue Seite am Vater entdeckt, die er bisher nicht gesehen hatte.

Der Vater zeigt Freude, Güte und Großzügigkeit, die den Älteren selbstverständlich miteinschließt. „Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein“ (Lk 15,31). Das hat der ältere Bruder wahrscheinlich so noch nie gehört. Nun mag ihm bewusst werden, wie „privilegiert“ er eigentlich lebt, wenn er die ganze Zeit in der Nähe seines Vaters sein kann. Das ist eine neue Sicht auf etwas Wunderbares, das als Routine bzw. als Selbstverständlichkeit gar nicht bemerkt wurde.

Ein neuer Blick von Christen auf alles, was sie von Gott empfangen haben, würde manche von einer Verärgerung über „andere“, scheinbar vom Schicksal Bevorzugte, wieder zurückführen zu einer Haltung der Dankbarkeit, die viel „erlösender“ ist, als wenn alle stets korrekt behandelt werden würden.

Die besänftigenden Worte des Vaters richten sich darauf, dem älteren Bruder die Wirklichkeit zu erklären, in der er lebt. Er hat dies vorher nicht richtig wahrgenommen, sondern sich mit seinem alltäglichen Tun und den damit verbundenen Freuden und Problemen begnügt. Er hat sich nie losgelöst, hat nie etwas Außergewöhnliches erlebt, hat nie Sehnsucht nach einer verlorenen Heimat haben müssen, weil er immer daheim war. In

diesem Lebenskreis fällt es schwer zu verstehen, was jenseits davon liegt. Da kann man ihm keinen Vorwurf machen.

Der Vater hinterfragt die Antipathie des Älteren nicht. Er stellt ihn nicht zur Rede, sondern verweist auf die ihn umgebende Geborgenheit. Ihm gehört das Erbe, dessen anderer Teil vom Jüngeren verbraucht wurde (und der daher höchstens mit einem Pflichtanteil oder einem Auskommen rechnen kann.) Dem Älteren mag zum ersten Mal klar werden, für welchen Reichtum und welche Verantwortung er bestimmt ist. Kann er da gegenüber seinem chaotischen Bruder kleinlich sein?

Die Antwort des älteren Bruder auf die Worte des Vaters wird nicht berichtet. Er könnte sie dankbar annehmen und sich ganz im Sinn des Vaters freuen. Und er mag eine vorher nicht gekannte Nähe zum Vater und durch ihn auch zum Bruder spüren.

Der ältere Bruder könnte aber auch in seiner mürrischen, auf äußerliche Gerechtigkeit bestehenden Haltung verharren. Dann bleibt eine Distanz zum Vater, dessen großzügige Seite er gar nicht wahrhaben will. Irgendwie würde er ein subjektives Vaterbild fixieren, um bei seiner starren Haltung gegenüber den Mitmenschen zu bleiben.

Oder er könnte ein bisschen Zeit brauchen, um die neue unerwartete Situation zu verdauen. Dann wird er mit einem inneren Ringen konfrontiert, aus dem heraus er zu einer veränderten Sicht gelangen kann. Die überwältigende Zusage, alles zu besitzen, was dem Vater gehört, muss in seinen ungeahnten Konsequenzen noch durchdacht werden.

Für eine christliche Konfliktkultur sind die im Gleichnis dargestellten Personen gut nachvollziehbar. Aus ihrem jeweiligen Hintergrund heraus handeln alle auf ihre Art verständlich. Nur die Größe der Barmherzigkeit des Vaters übersteigt gewöhnliche Vorstellungen.

Es ist mit der – konträren – Verschiedenheit der Brüder zu rechnen, wie es sie in der Kirche gibt. Der eine will vielleicht mündig sein, macht jeden erdenklichen Unsinn (objektiv oder bloß in den Augen vom anderen), aber er kehrt reumütig um, weil die Beziehung zum guten Vater stärker als jede andere Erfahrung ist. Der andere lebt in einem geschlossenen Milieu, das schwer aufzubrechen ist, in dem alles außerhalb skeptisch betrachtet wird. Es fällt fast schwerer, diesem Älteren mit Sympathie zu begegnen. Man meint, er sollte erst die Begrenztheit seines Horizontes erkennen und öffnen. Danach wird er vielleicht eine persönliche Größe entfalten können, mit der er sich nicht nur zum verlässlichen, sondern auch zum gütigen Erbe ganz im Sinn des Vaters entwickeln wird. (Das ist für alle „brave Christen“ gesagt.)

Wem ähneln wir in diesem Gleichnis? Am meisten, so denke ich, doch dem älteren Bruder, am wenigsten dem jüngeren, da unsere Lebensgeschichten selten von solchen Extremen gezeichnet sind. Das Ziel ist, den Vater in seiner Liebe zu erfahren und erfahrbar zu machen. Wir müssen seine Zuwendung, sein Verzeihen, seine Güte zulassen.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur empfiehlt es sich, – etwa für Freunde des Bibliodramas – abwechselnd in alle drei Rollen zu schlüpfen, um die jeweiligen Haltungen zu durchschauen, um Unverständnis abzubauen und um hilfreiche Verhaltensweisen zu bestärken.

6.c. ZORN – „Wer seinem Bruder zürnt...“

„Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein.“ (Mt 5,22a)

Evangelium:

Wer seinem Bruder zürnt... (Mt 5,21-22)

Jesus radikalisiert die negativen Handlungen, die jemand gegenüber seinem Nächsten haben kann. Zorn liegt damit auf der gleichen Linie wie Mord. Denn beides entspringt einer inneren Einstellung, die den anderen „weg-haben“ will, der zu einem – subjektiv empfundenen – Ärgernis geworden ist. Für den Evangelisten ist eine Zorn-Analyse uninteressant. Jesus fragt nicht nach dem Grund des Zornes. Es ist gleichgültig, ob ein solches vorhanden ist oder nicht, ob der Zorn nicht vielleicht sogar nachvollziehbar, verständlich oder berechtigt erscheint. Es geht um mehr als um eine emotionsgeladene Auseinandersetzung. Denn dem anderen wird im Zorn seine Würde, seine Gott-Ebenbildlichkeit abgesprochen.

„Gottloser Narr“ (Mt 5,22) ist mehr als ein Schimpfwort. Dahinter steckt die Anmaßung, Richter über die Gottesbeziehung des anderen zu sein. Und es ist ein Urteil, das die Zurechnungsfähigkeit des anderen abspricht. Der Vergleich von Zorn und Mord ist freilich stark. Sicherlich sind das Dinge von unterschiedlichem Gewicht. Das Zivil- bzw. Strafrecht kennt kein Delikt „Zorn“, während bei „Mord“ die höchsten Strafen verhängt werden. Erst durch Taten, die aus dem Zorn erwachsen, kann jemand straffällig werden.

Das Evangelium blickt ins Herz des Menschen, wo Gutes und Böses ihre Ursachen haben (vgl. Mt 15,19). Was sich auf der Oberfläche unterschiedlich gewichtig zeigt, hat gemeinsame Wurzeln der Feindseligkeit, die Jesus aufdeckt und zuspitzt. Innerlich geht es jedes Mal darum, den anderen radikal wegzuwünschen. Ob und welche Handlungen gesetzt werden, mit denen jemand aus dem Weg geräumt werden soll, ist im Sinn der vorliegenden Stelle des Evangeliums zweitrangig (– in der Praxis jedoch nicht!). Schließlich bildet der Zorn, der in der klassischen Lehre unter die „Todessünden“ gereiht wird, einen beständigen Nährboden für Gedanken, Worte und Taten, die sich gegen den Nächsten und gegen Gott richten.

Realistischerweise muss man im Auge behalten, dass es Konflikte immer geben wird. Deshalb sollten – auch emotional heftige – Auseinandersetzungen grundsätzlich nicht dramatisiert werden. Aber alle Beteiligten sollten darauf achten, dass das Herz nicht davon beherrscht wird. Ein Konflikt darf bei aller Härte nicht zum „Zorn“ führen, durch den der „Gegner“ weggewünscht, beschimpft und in seiner Würde als Ebenbild Gottes beschnitten wird. Eine Ablehnung des anderen in seinem Mensch-Sein ist immer ein Unrecht in sich, egal in welcher Art und Weise dies geschieht oder wie sehr dies „verständlich“ erscheint. Dann aber geht es um „Umkehr“.

6.d. ABLEHNUNG – Die Ablehnung Jesu in seiner Heimat

„Amen, das sage ich euch: Kein Prophet wird in seiner Heimat anerkannt.“ (Lk 4,24)

Evangelium:

Jesu Ablehnung in Nazaret (Mt 13,54-58, Mk 6,1-6, Lk 4,16-30)

Jesus hat die ersten Erfolge seiner Tätigkeit erlebt. Die Menschen sind zu ihm geströmt, um ihn sprechen zu hören und um von ihm geheilt zu werden. Jesus weiß, dass er ihnen all das geben kann, was sie für ihr Leben brauchen, vor allem den Zuspruch Gottes. Das hat sich mittlerweile in der Umgebung herumgesprochen. So kann man annehmen, dass Jesus überall den gleichen Erwartungen begegnet wird und dass sich Menschen um ihn versammeln werden, die das Wort Gottes aus seinem Mund hören wollen.

Natürlich gab es schon Auseinandersetzungen, aber gerade in seiner Heimatstadt Nazaret müsste man eigentlich „stolz“ auf ihn und seine Bekanntheit sein.

Das Gegenteil ist der Fall. Möglicherweise spielen Vorurteile eine Rolle (Mk 6,3 „Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns...“) oder Neid. Vielleicht ist die Reaktion der Leute von Nazaret sogar gruppenspezifisch erklärbar. Immerhin sticht Jesus aus einer Masse hervor, die ihn gut kennt. „Wie kommt *der* dazu, mir etwas sagen zu wollen? Fühlt er sich besser als ich? Was maßt er sich denn da an? Glaubt er, er hat die Weisheit mit dem Löffel gegessen? – Wenn er sich uns nicht anpasst, gehört er nicht zu uns.“ Jesu Selbstdarstellung wird als Angeberei, als Überheblichkeit, ja als Lästerung aufgefasst. Das mag eine grundsätzliche Haltung der Ablehnung erklären.

Aber es kommen mehrere Dinge hinzu. Der Inhalt von Jesu Predigt interessiert hier niemanden. Wie gebannt hat man auf seine Person geachtet, aber überhaupt nicht versucht, etwas von der Botschaft Gottes – eben durch diese Person – zu verstehen. Dadurch bleibt nur der Eindruck einer Provokation, die man nicht ertragen möchte. Die Stimmung scheint emotional so aufgeladen, dass kein vernünftiges Wort, geschweige denn ein Nachdenken möglich ist. Nach Lukas wird diese Situation lebensbedrohend, man will Jesus töten (Lk 4,28). So kann Jesus in seiner Heimatstadt nur wenig tun (Mk 6,5). Er muss weggehen. Er ist erstmals mit dem Konflikt einer totalen Ablehnung durch eine Menge von Leuten begegnet – ausgerechnet in seiner Heimat.

Damit haben auch die Jünger zu rechnen, wenn sie im Auftrag Jesu ausgesandt werden, um die Frohe Botschaft zu verkünden und Gutes zu tun (Mt 10,14, par. Mk 8,11, par. Lk 9,5, par. Lk 10,10). Wenn es unmöglich ist, etwas zu tun, das niemand hören will, bleibt nur das Weggehen. Was mit diesen Menschen an diesem Ort weiter geschieht, ist außerhalb des Einflussbereiches der Jünger. Es ist Sache Gottes: Der könnte richten (Mt 10,15, par. Lk 10,13). Aber vielleicht, und das ergibt sich nicht unmittelbar aus der Heiligen Schrift, empfängt einmal ein anderer zu einer anderen Zeit den Ruf Gottes, an diesen Ort bzw. zu

diesen Menschen zu gehen und vielleicht ist dann eine Umkehr, ein Hören für diese Menschen möglich. Es ist Sache Gottes, sich etwas Passendes einfallen zu lassen.

Eine christliche Konfliktkultur muss die Ohnmacht angesichts von Ablehnung nüchtern zur Kenntnis nehmen. Man mag sich damit trösten, dass alles „zu seiner Zeit von Wert“ (Sir 39,21), aber eben die Zeit dafür noch nicht gekommen ist. Geduld, Gelassenheit, Gottvertrauen mögen dem Jünger helfen, über die Erfahrungen von Ablehnung hinwegzukommen.

Wenn jemand an einem Ort nicht anerkannt wird, soll er woanders hingehen, wo er seinen Auftrag erfüllen kann und wo er willkommen ist. Es geht um die Verkündigung des Wortes Gottes, die Sorge um die Menschen, besonders um jene, die irgendwie am Rand stehen – und das alles in einem bescheidenen Lebensstil. Wo das nicht anerkannt wird, kann nichts oder nur wenig getan werden. Keinesfalls ist die Rede davon, den empfangenen Auftrag zu ändern und etwas zu tun, das an diesem Ort mehr Anerkennung erfahren könnte, um quasi auf diesem Weg später zum eigentlichen Auftrag zurückkehren zu können. Die Erfahrung von Ablehnung kann nicht „kompensiert“ werden. Es ist allerdings ermutigend, dass gerade das Tun des Guten und das Engagement für Frieden in einer „Sprache der Bescheidenheit“ (Johann Weber) fast überall verstanden wird, sogar in Ländern, wo Christen diskriminiert werden. Hier kann der *Inhalt* der Botschaft Gottes bezeugt werden, wenngleich die offene Rede von Gott – in einer solchen Situation – nicht (leicht) möglich ist.

6.e. HASS – Vom Hass der Welt gegen die Jünger

„Denkt an das Wort, das ich euch gesagt habe: Der Sklave ist nicht größer als sein Herr. Wenn sie mich verfolgt haben, werden sie auch euch verfolgen; wenn sie an meinem Wort festgehalten haben, werden sie auch an eurem Wort festhalten.“ (Joh 15,20)

Evangelium:

Der Hass der Welt gegen die Jünger (Joh 15,18 - 16,4)

Jesus stellt den Jüngern eine der dunkelsten „Schattenseiten der Welt“ eindringlich und schonungslos vor Augen. Er beschreibt eine Welt der Wölfe, die jeden zerreißt, der nicht mitheult. Im Auftrag Gottes soll jedoch eine Veränderung durch Liebe gebracht werden, die an einem Ort der falschen Werte so herausfordernd sein kann, dass eine Gesellschaft darauf mit Ablehnung, Hass und Verfolgung reagiert. Das Leben Jesu selbst ist ein solches Beispiel. Die Geschichte der Märtyrer, auch in unserer Gegenwart, legt davon Zeugnis ab. Nur auf diesem Hintergrund lässt sich die Härte der Worte Jesu in einem ziemlich harmoniegeübten Mitteleuropa verstehen. Der Evangelist Johannes zeichnet die Gegensätze scharf zwischen Licht und Dunkel, Leben und Tod, Liebe und Hass, besonders in den Abschiedsreden (Joh 13-17). Zwischentöne, Übergänge und Nuancen werden ausgeblendet und legen dem Leser eine Schwarz-Weiß-Sicht nahe, die seiner Lebenserfahrung mit der Welt von heute nicht entspricht. Das bloße Wissen um die historischen und gesellschaftlichen Bezüge des Textes in der johanneischen Gemeinde ist zwar hilfreich, kann aber nur selten ins Herz dringen. So gilt es, die Radikalität der Sprache des Textes nur in dem Maß zu übernehmen, wie man sie nachvollziehen kann: Was will Gott hier sagen? Was bedeutet das für uns?

Christen, die einander nach dem Beispiel Jesu lieben, wie es unmittelbar vor der hier betrachteten Textstelle (Joh 15,17) heißt, sind eins mit ihm. Jede Erfahrung, die Jesus gemacht hat, kann sie ebenfalls treffen: die bewährte Treue und das bedingungslose Zusammenstehen in der Gemeinschaft der mit Christus Liebenden, aber auch der Hass und die Blindheit jener, die nicht lieben. Der spezifische Blick für eine christliche Konfliktkultur sieht sich hier einer Auseinandersetzung gegenüber, in der es ein kompromissloses Gegeneinander gibt. Die Situation kann einiges erklären, aber nichts entschuldigen. Es zählt, was unter dem Strich herauskommt, unabhängig von möglichen, subjektiven, mildernden Umständen.

Eine christliche Konfliktkultur muss diese Gegensätze durchhalten. Auch wenn man einen „Gegner“ aus einer ganz bestimmten Sicht vielleicht sogar verstehen kann: In seinem Handeln bleibt er ein „Gegner“. Und hoffentlich wird man in solchen Auseinandersetzungen nicht selbst zu einem „Gegner der Liebe“.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur ist im Ernstfall mit einem „Konflikt mit der Welt“ zu rechnen. Und die „Welt“ geht durch jeden Menschen hindurch, der sich an ihren Kriterien orientiert, also durch jeden von uns, immer wieder. Deshalb kann ein „Konflikt mit der Welt“ auch an kirchlichen Orten, ja in mir selbst, begegnen. Jesus verheißt, dass der einzelne Gläubige diese Situation durchstehen kann. Was im psychisch und physisch wiederfahren wird, bleibt zweitrangig hinter der Gewissheit, im Heiligen Geist an der Liebe Christi festhalten und davon Zeugnis geben zu können. Wo dies vor Menschen ohnmächtig bleibt, zählt es vor Gott. Was immer bewirkt werden kann, wird der Heilige Geist durch seine Zeugen tun, die sich seiner Kraft anvertrauen und nicht nur mit den eigenen Fähigkeiten rechnen sollen.

6.f. VERHÄRTUNG – Die Sünde gegen den Heiligen Geist

„Jedem, der etwas gegen den Menschensohn sagt, wird vergeben werden; wer aber den Heiligen Geist lästert dem wird nicht vergeben.“ (Lk 12,10)

Evangelium:

Von der Sünde gegen den Heiligen Geist (Mt 12,31-33, Mk 3,28-29, Lk 12,8-10)

Jesus macht es uns nicht leicht, hier zu verstehen, was er meint. Deshalb kann niemand sicher sein, dies voll ergründen zu können.

Im Verhältnis der Menschen zu Jesus gibt es einen Unterschied zwischen „Sich-nicht-zu-ihm-bekennen“ und „Etwas-gegen-ihn-sagen“. Ein Bekenntnis ist umfassend, ganzheitlich, Worte sind nur ein Teilaspekt. Hinter einem Bekenntnis steht ein Mensch mit seiner ganzen Persönlichkeit, Worte können neu überlegt und zurückgenommen, eine Meinung kann geändert werden. Das erinnert an das Gleichnis von den beiden Söhnen (Mt 21,28-31) und an die Verleugnung durch Petrus (Mt 26,69-75; Mk 14,66-72; Lk 22,55-62; Joh 18,15-18.25-27). Die gesprochenen Worte entsprechen nicht den späteren Taten. Denn im Gleichnis von den beiden Söhnen ist es der sich in Worten verweigernde Sohn, der später den Willen des Vaters tut. Man könnte sagen: In seinem Tun bekennt er sich zum Vater. Der andere redet zwar schön, bekennt sich de facto aber nicht zum Vater.

Dass Jesus Vergebung vorhergesagt hat für jene, die etwas gegen ihn sagen, klingt gutmütig. Es bedeutet dann eigentlich nichts, wie jemand von oder über Jesus redet – oder? Das ist ein Problem! Ein Liebender, einer der sich zu Jesus bekennt, verkraftet schwer, wenn von dem Geliebten und Geschätzten abfällig oder ihm gegenüber feindselig und diskriminierend gesprochen wird. Außerdem ist es naheliegend, abfällige Worte in Verbindung mit einer abfälligen Haltung und mit Feindseligkeit zu vermuten.

Im Gegensatz zu unserem Empfinden scheint Jesus eine verbale Ablehnung nicht so tragisch zu nehmen. Er verharmlost sie nicht, da sie sicherlich negative Konsequenzen für die Grundhaltung eines Menschen ihm gegenüber haben wird, aber letztlich bedeuten Worte allein nicht wirklich Trennendes.

Somit ergibt sich für eine konflikthafte Begegnung von Christen und Menschen, die etwas gegen Jesus sagen, eine Ermutigung zur Gelassenheit. Gerade in einer pastoralen Situation kann man innerlich ruhig bleiben. Das heißt nicht, dass man mit seiner Leidenschaft für Jesus, mit Argumenten oder mit Widerspruch hinter dem Berg halten soll, aber die vor Gott gültige Vergebung hängt nicht von uns ab.

Das entlastet davon, eine mangelnde Erkenntnis Jesu bei anderen unbedingt nachholen zu müssen (– obwohl ich natürlich aus innerlicher Begeisterung mein Möglichstes tun werde, weil ich es für wertvoll, bereichernd und faszinierend halte). Der Ärger über Jesus-Ignoranten kann keinesfalls meine Freude an Jesus beeinträchtigen. Ich brauche nicht das

Gefühl zu haben, einen Schatz zu verkünden, für ihn zu werben, der dann uninteressant und unbeachtet bleibt. Der Weg dieser Menschen mit Gott läuft an mir vorbei. Ich erfahre in Enttäuschung meine Erfolgslosigkeit und meine Grenzen, kann aber Gottes Wegen auch darin vertrauen. – Kann ich das?

Plötzlich verschärft Jesus seine Rede eindringlich. Die Sünde gegen den Heiligen Geist, d.h. das erkannte Gute nicht zu tun, es zu unterlassen oder gegenteilig zu handeln und darin zu verharren: Das ist abgrundtief böse. Es bedeutet eine Ablehnung all dessen, was der Heilige Geist gibt: sich nicht trösten, nicht mahnen, nicht erinnern, nicht lehren, nicht beistehen zu lassen oder selber nicht beistehen, nicht erkennen, nicht unterscheiden und nicht in der Wahrheit sein zu wollen. Der Heilige Geist wird aus dem Leben, mehr oder weniger bewusst – ausgeschlossen.

Sicherlich wird kein Gläubiger dies wollen und die Dramatik dieses Textes für sich nicht sogleich sehen. Aber er beschreibt eine Möglichkeit, ja eine Wirklichkeit, vor der man nicht die Augen verschließen darf.

Eine christliche Konfliktkultur mahnt zur Gelassenheit gegenüber solchen, die etwas gegen Jesus sagen, gleichzeitig aber zu höchster Aufmerksamkeit, Sorge und Bestürzung über jene, die de facto nichts Gutes im Sinn haben. Die Begegnung mit solchen macht fassungslos. Weiters spricht diese Stelle der Heiligen Schrift die Dramatik möglicher eigener Fixiertheit auf etwas Falsches an. Denn die Möglichkeit, im – unbewussten – Widerspruch zum Heiligen Geist zu leben, besteht auch für Gläubige. Eine christliche Konfliktkultur muss deshalb mit dem eigenen Versagen rechnen und dementsprechend das Verhalten immer wieder unter dem Anspruch des Heiligen Geistes prüfen.

7. VERGEBUNG UND NEUANFANG

7.a. Selbsteinschätzung – „Richtet nicht...“

„Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! Denn wie ihr richtet, so werdet ihr gerichtet werden, und nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird euch zugeteilt werden. (Mt 7,1-2)

Evangelium:

Splitter – Balken (Mt 7,1-5, Lk 6,41-42)

Eine der eindringlichsten Mahnungen des Neuen Testaments angesichts einer christlichen Konfliktkultur ist der Auftrag zur Selbstbesinnung, bevor man andere kritisiert und sich an ihnen stößt. Da dies für einen bemühten Christen theoretisch klar ist, müssen die Schwierigkeiten in der Praxis auf einer schwer zugänglichen Einsicht in die Verhältnisse beruhen. Ich denke, es sind die Probleme der Wahrnehmung und der Bescheidenheit. Nur bei ehrlicher Gewissenserforschung erkenne ich den Balken in meinem Auge. Denn zunächst sehe ich höchstens Splitter bei mir, die zumeist gut erklärbar sind, die ich eigentlich im Griff zu haben meine. Außerdem kann ich selbstverständlich erwarten, dass andere über diese meine kleinen Unvollkommenheiten hinwegsehen... – Aber es kommt auf die Haltung an! Nach der Feststellung meiner geringfügigen Fehlerhaftigkeit kann ich mich mit anderen vergleichen. Was mich bei diesen stört, hat viel größere Ausmaße als bei mir selbst. Im Normalfall werde ich die Fehler der anderen nie kleiner einschätzen als meine eigenen. Und genau hier liegt der Irrtum, der bei einem zu raschen Verstehen dieser Bibelstelle entsteht. Es geht nicht um einen Vergleich zwischen mir und anderen aus meiner Sicht, sondern von Gott her. Und das sollte mich zu mehr Demut mahnen.

Denn die Betrachtungsweise dieser Bibelstelle setzt jemanden voraus, der über den anderen urteilt und sich für besser hält. Das ist – objektiv – bereits eine Haltung der Arroganz, ja der Selbstherrlichkeit, auch wenn dies – subjektiv – nicht so gesehen wird. Insofern macht vielleicht genau dies (die Arroganz) die Größe des Balkens aus, deretwegen die Fehler der anderen vor Gott vergleichsweise nur mehr die Ausmaße eines Splitters erreichen. Denn Gott sieht nicht nur das „Tun an sich“, sondern alle Haltungen, in denen ein Mensch lebt und handelt.

Eine christliche Konfliktkultur mahnt, sich und die anderen von Gott her zu betrachten. Großzügigkeit ist angesagt, das Gott mir das gleiche Maß zusagt, wie ich es dem anderen gewähre. Ein gutes Stück Demut soll mich in – manchmal unvermeidlichen – Konflikten begleiten, damit ich nicht zum Richter oder Oberlehrer des anderen werde, sondern zum Diener, der ihm hilft, auch den kleinen lästigen Splitter zu entfernen, der ja gar nicht wirklich

zu seiner Persönlichkeit gehört. Ein hoher, ein gerechter, ein befreiender Anspruch, bei dem es auf die Einstellung ankommt!

7.b. Ermahnung – Verantwortung für den Bruder

„Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen.“ (Mt 18,15)

Evangelium:

Verantwortung für den Bruder (Mt 18,15-17, Lk 17,3)

Die Zurechtweisung des Bruders / der Schwester scheint festen Spielregeln zu folgen. Der erste Schritt – die Mahnung unter vier Augen – wahrt die Intimsphäre, stellt niemanden bloß und versucht, einen Konflikt im kleinstmöglichen Rahmen zu lösen. Es geht nicht um eine Kleinigkeit. Unter „Sünde“ kann man schon etwas „Handfestes“ verstehen, bei dem das Unrecht offensichtlich ist. Eine skrupulöse Beobachtung von Verfehlungen ist nicht gemeint. Die Identifizierung einer Handlung als „Sünde“ ist nicht leicht, da die Situation oft nicht eindeutig ist. Dadurch wird das Handeln verschleiert und kann in seiner tatsächlichen Bedeutung unerkannt bleiben. Es braucht also jemanden, von dem man auf das eigene Tun hin angesprochen wird. Und das ist einer, der es gut meint. Heute wird er jedoch zunächst unter dem Verdacht stehen, er wäre anmaßend, kleinlich, verständnislos, unbarmherzig, streng, hart usw. Abgesehen davon: Wer wagt es überhaupt, etwas ernsthaft als „Sünde“ zu bezeichnen? (Die Sprache hat den Begriff „Sünde“ dramatisiert, hochstilisiert, banalisiert, ironisiert, emotionalisiert usw.; dass es sich um eine Trennung von Gott oder eine Trübung der Beziehung zu Gott und den Menschen handelt, wird nicht wahrgenommen.) Wer den Begriff „Sünde“ heute verwendet, wird nicht verstanden.

Es ist keine leichte Sache, jemanden zu ermahnen. Und da es nicht um Lehrmeisterei geht, obwohl das so gedeutet werden kann, muss deutlich werden, dass es um die Sorge für einen geschätzten, ja geliebten Menschen geht. Ein Mahner folgt dem Auftrag Jesu, weil er letztlich einen Menschen nicht verlieren will, dem er verbunden ist. Dahinter steht das Motiv der Liebe.

Wo das Zwiegespräch nicht hilft, müssen dem Ernst der Sache entsprechend weitere Schritte folgen. Eine kleine Gruppe, eine beschränkte Öffentlichkeit wird hinzugezogen, sodass das Problem im kleinen Kreis bleibt. Ein zu schnelles Hinausgehen in die größere Öffentlichkeit würde Positionen verhärten und jemanden in die Enge treiben, der sich dann nur mehr unterwerfen (aber das wäre unwürdig) oder die Gemeinschaft verlassen könnte, was schmerzhaft und unverständlich wäre.

Zwei Personen sollen bei einer Vermittlung helfen. Vielleicht ist das erste Gespräch nur verunglückt. Es geht nicht um eine Art Supervision der Konfliktsituation, sondern um Verdeutlichung einer Sünde und deren Konsequenzen sowie um das Bemühen, Einsicht und Reue zu eröffnen. Nicht zu vergessen: Man will einen Menschen gewinnen – und ihn nicht von oben herab schulmeistern!

Besonders der Stil dieses Gespräches wird wichtig sein. Niemand soll in eine „Rolle“ schlüpfen, weder in die eines „Lehrers“ noch in die eines „Kindes“, das Ausflüchte sucht.

Bei Erfolgslosigkeit dieses zweiten Versuchs ist die Gemeinde zu mobilisieren. In unseren Breiten ist das so nicht durchführbar. Die Situation der neutestamentlichen Gemeinden war anders. Ein Ausschluss aus der Gemeinde damals ist mit einem Kirchaustritt heute nicht vergleichbar. Auch die Beziehungen der neutestamentlichen Gemeinden zu Heiden oder Zöllnern sowie mit dem gesamten kulturellen Umfeld haben mit der Beziehung heutiger christlicher Gemeinden und Vereinigungen zu nicht-christlichen Gemeinschaften keinen Vergleich.

Ein Grundgedanke soll klar sein: es geht um das Gewinnen eines Menschen, der Hilfe zur Umkehr braucht. Wenn er dies nicht annimmt, kommt es zur Entscheidungssituation: Willst du Christ sein? Was bedeutet dir Christus?

Aber die Grenzen zwischen Christen und Nicht-Christen im Umfeld eines Auswahl-Christentums sind fließend. Auch die Form und das Bewusstsein von Zugehörigkeit ändern sich ständig. Und so stellt sich die Frage: „Christ sein – ja oder nein“ kaum je bewusst.

Für eine christliche Konfliktkultur bleibt vor allem der Mut aus Liebe gefordert, den Weg zum anderen zu gehen, von dem man meint, dass er auf einem Irrweg geht. Es braucht eine Sensibilität für die Erkenntnis von Irrwegen in der Gemeinde. Die Grauzone, in der sich viele Handlungen und Lebensstile bewegen, macht es schwierig, eine „Sünde“ als Sünde zu erkennen und zu beurteilen. Trotzdem ist ein Gespräch in Liebe immer ein guter Weg. Es geschieht ja aus Anteilnahme und Sorge, nicht um einer Belehrung willen.

Nichts ist so eindeutig wie das, was man unterlässt (Tucholsky). In diesem Sinn fordert eine christliche Konfliktkultur zum offenen Wort in geeignetem Rahmen und in angemessenem Stil heraus. Sie muss Empfindlichkeit und Vorverurteilungen vermeiden und braucht den Mut zu Konsequenzen. Wo die Einnahme gegensätzlicher Standpunkte grundsätzlich und in christlichem Sinn unüberbrückbar wird, sollen diese nicht oberflächlich harmonisiert oder verharmlost werden. Das soll mitmenschliche Beziehungen so wenig wie möglich hindern trotz einer gewissen, vielleicht klaren Trennung.

7.c. Vergebung – „Wie ihr vergebt, wird euch vergeben werden...“

„Und wenn ihr beten wollt und ihr habt einem anderen etwas vorzuwerfen, dann vergebt ihm, damit auch euer Vater im Himmel euch eure Verfehlungen vergibt. (Mk 11,25)

Evangelium:

Vor dem Beten vergeben, damit vergeben wird (Mt 6,14-15, Mk 11,25, Lk 11,4)

Erst Versöhnung, dann Opfer (Mt 5,23-24)

Die Trennung vom Nächsten zieht eine Trennlinie gegenüber Gott auf. Zwar ist es möglich, in einer Haltung der Vorbehalte, sogar des Unversöhntseins, vor Gott betend hinzutreten, empfohlen wird das jedoch nicht. Ein solches Gebet ist beeinträchtigt. Wo die Offenheit gegenüber dem Nächsten fehlt, fehlt sie gleichzeitig gegenüber Gott, der ja im Nächsten begegnet (vgl. Lk 18,9-14 – das Beispiel vom Pharisäer und vom Zöllner).

Die Evangelisten beleuchten zwei miteinander verwandte Aspekte. Für Markus ist der Ort und der Zeitpunkt der Vergebung sofort gegeben, wenn man sich seines Verschließens vor dem anderen bewusst wird. Jesus stellt nicht in Frage, dass Vorwürfe gegenüber anderen berechtigt sein könnten. Er erwartet einfach eine Großherzigkeit, die über das Maß, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, weit hinausgeht, weil ja auch Gottes Großherzigkeit gegenüber mir viel größer ist, als sie „angemessen“ wäre.

Verbunden mit der Vergebung gegenüber anderen ist das eigene Eingeständnis von Vergebungsbedürftigkeit. Ohne dies bleibt ersteres oberflächlich oder rhetorisch. Im „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ wird dieser Zusammenhang deutlich (Mt 6,12, Lk 11,4). Wer einen der zusammengehörigen Teile der Vergebung nicht wahrnimmt, erkennt nicht, dass seine Beziehung zu Gott – möglicherweise – getrübt ist.

Bei Matthäus wird die Empfehlung zur Versöhnung verschärft. Hier erwartet Jesus Taten, d.h. Schritte auf den Nächsten zu, mit dem es Streit gibt. Und die Schuldfrage wird umgedreht: Nicht ich habe dem anderen etwas vorzuwerfen, sondern der andere hat etwas gegen mich. Und es bleibt uninteressant, ob das berechtigt oder unberechtigt oder einfach ein Missverständnis ist. Eine beeinträchtigte Beziehung muss gereinigt werden. Es liegt immer an mir, den ersten Schritt zu gehen. Gleichzeitig wird dies von jedem erwartet, der dieses Wort der Bibel ernst nimmt, sodass im Idealfall jeder Christ stets vorbehaltlos zur Versöhnung, zum ersten Schritt, bereit ist.

Praktische Schwierigkeiten mögen sich aus der Situation ergeben. Es ist nicht immer möglich, sich vor dem Weg zum Altar zu versöhnen, da der andere z.B. nicht erreichbar ist oder er sich nicht ansprechen lässt, weil seine Vorbehalte gegenüber mir zu groß sind. Es kann sogar sein, dass ein Bemühen um Versöhnung fruchtlos ist. Den Versuch verlangt Jesus auf jeden Fall! Dann bleibt nur ein anderer Weg der Versöhnung vor Gott: im Gebet, im Sakrament.

Das Opfer, das ich zum Altar bringe, kann ich selbst sein in der Bereitschaft, mich von Gott verwandeln zu lassen. Dies geschieht in der Feier des Gottesdienstes. Meine Offenheit ist mit-entscheidend für die Annahme der Gnade, d.h. für meine persönliche Umkehr und Verwandlung auf Gott hin. Wenn ich daher nur halb vor ihn trete, wenn ich mich nur teilweise Gott übergeben will, so bleibt – bildlich gesprochen – ein Teil von mir ohne Beziehung zu ihm. Ein Stück meiner Persönlichkeit tritt dann nicht in Kontakt mit Gott, was allerdings meine ganze Person, mein ganzes Mensch-Sein, meine ganze Gottesbeziehung beeinträchtigt. Es gibt nur einen Weg, dies zu vermeiden: sich ganz auf Gott einzulassen.

Sollte dies durch einen aktuellen Konflikt verhindert werden, muss die dadurch entstandene Einschränkung meiner Beziehungsfähigkeit zu Gott beseitigt werden. Es ist – sofort – der erste Schritt zu einer anstehenden Versöhnung zu gehen.

Worum es geht, wer im Recht oder im Unrecht ist, bleibt Nebensache. Denn Gott ist gegenüber mir und jedem stets unendlich großzügig. Die eigene praktizierte Großherzigkeit hat eine Chance, „etwas von Gott“ zu zeigen. Dabei spielt es keine Rolle, ob meine Schritte beantwortet und bedankt werden. Wird mein ehrliches Bemühen enttäuscht, kann ich die Sache Gott überlassen, der in seiner Geschichte mit den Menschen noch viel mehr und größere Enttäuschungen einstecken muss. In Sinn einer christlichen Konfliktkultur finden sich hier Kernsätze (bes. Mk 11,25 / Mt 5,23-24), die allerdings allzu leicht in eine oberflächlich-spirituelle Dimension abgeschoben oder ohne praktische Bedeutung ritualisiert werden. Die Einladung, mit dem Evangelium ernst zu machen und damit sofort zu beginnen, ergeht jederzeit von neuem.

7.d. Pflicht zur Vergebung – Wie oft soll man vergeben?

„Und wenn er sich siebenmal am Tag gegen dich versündigt und siebenmal wieder zu dir kommt und sagt: Ich will mich ändern!, so sollst du ihm vergeben.“ (Lk 17,4)

Evangelium:

Die Pflicht zur Vergebung (Mt 18,21-22, Lk 17,3-4)

Hier kann eine Betrachtung im Sinn christlicher Konfliktkultur kurz sein: Der Gläubige soll bereitwillig, grenzenlos und immer vergeben.

Bei Matthäus ist dazu nicht einmal ein Bekenntnis, Reue oder ein Vorsatz zur Besserung notwendig. Bei Lukas soll man die rhetorische Floskel eines anderen, er werde sich bessern, unbeirrbar wohlwollend zur Kenntnis nehmen, obwohl dies in seiner Oberflächlichkeit noch einmal mehr auf die Nerven gehen kann.

Interessant ist die heute ungebräuchliche Sprachform: „Jemand hat sich gegen mich versündigt.“ Was heißt das? Was kann konkret gemeint sein? Schon in der Zeit der Evangelisten ist dieser Ausdruck eine Verallgemeinerung, die verschiedene Erfahrungen zusammenfasst und ein Stück weit abstrahiert. Vieles kann darin beinhaltet sein.

Das setzt ein Nachdenken über das Geschehene voraus: Ich mache mir die Situation mit all ihren Umständen bewusst und denke das Verhalten des anderen durch; ich komme zu einem enttäuschenden Ergebnis: Er hat etwas Schlechtes gegen mich getan.

Nach Matthäus muss ihm dies nicht einmal auffallen. Es gibt tatsächlich ein Schuldig-Werden an anderen, das nicht beabsichtigt ist, das gar nicht bemerkt wird. Eine kleine Rücksichtslosigkeit kann in Unaufmerksamkeit geschehen, aber doch verletzen. Da dies sicher ein Tun gegen den Willen Gottes ist, kommt so einer objektiv gesehenen „Kleinigkeit“ die Beschreibung „Sünde“ zu. Eine Zurechtweisung kann wegen dem geringen Gewicht der Handlung sogar ohne Vorwurf erfolgen. Man stellt nur klar (u.U. mit Humor) und hilft dem anderen, das nächste Mal aufmerksamer, rücksichtsvoller zu sein. Geht er darauf ein – gut, dann hilft das weiter. Kann er seinen Fehler nicht einsehen bzw. berührt ihn das nicht, so mögen seine leeren Vorsätze als äußeres Zeichen guten Willens gelten, das innerlich nicht mitvollzogen wird. Immerhin zeigt es, dass grundsätzlich eine Verbundenheit besteht und aufrecht bleiben soll, obwohl man über die Nutzlosigkeit von Gesprächen irritiert sein wird. Auf einem gemeinsamen Fundament des Glaubens bzw. der Überzeugung ist das trotzdem verkraftbar – und verzeihbar.

Eine christliche Konfliktkultur braucht ab und zu Abstand von einer konkreten Situation. Wenn man in diese verstrickt bleibt und nur unmittelbar und direkt reagiert, übersieht man Lösungen, die auf anderen Ebenen liegen. Distanz hilft, ebenso die Fähigkeit, das erlebte Tun sprachlich einordnen zu können: z.B. als „Sünde“, wobei es um keine rhetorische Hochstilisierung oder Spiritualisierung geht. Mit der Formel „jemand hat gegen mich

gesündigt“ wird die erfahrene (subjektive) Wirklichkeit vor Gott hingetragen und betrachtet. Gott wird in den Konflikt eingeschaltet und kann seine Antwort durch das Beispiel und die Worte Jesu vermitteln.

Das ergibt eine Chance für eine christliche Konfliktkultur: In der Deutung konfliktträchtiger Erfahrungen vor Gott wird mir die eigene oder fremde Schuld klarer. Entsprechend meinen Beobachtungen kann ich dann eine Konfliktlösung in mir, im Gespräch mit anderen, im eigenen Handeln beginnen, wie es eben angemessen ist.

Bei Erkenntnis eigener Schuld schlüpfe ich in dieser Bibelstelle in die Rolle des „Bruders, der sich versündigt hat“ und dem Vergebung und neue Annahme verheißen ist.

Wurde ein anderer an mir schuldig, so mag mir zum großzügigen Verzeihen das Beispiel Jesu auch an anderen Stellen vor Augen stehen, wo es um größere Dinge geht, als um solche, wie ich sie erfahren habe (z.B. Vergebung Jesu am Kreuz, Lk 23,34).

In einer solchen Haltung können wir den gemeinsamen Weg weitergehen. Die damit zu überwindende „Sünde“ wird uns trotz ihrer Belastung nicht auseinanderdividieren.

7.e. Verweigerte Vergebung – Das Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger

„Hättest nicht auch du mit jenem, der gemeinsam mit dir in meinem Dienst steht, Erbarmen haben müssen, so wie ich mit dir Erbarmen hatte?“ (Mt 18,33)

Evangelium:

Pflicht zur Vergebung (Mt 18,21-22, Lk 17,4)

Gottes Bereitschaft zur Vergebung ist grenzenlos. Aber er erwartet dieselbe Haltung von allen, die „in seinem Dienst“ stehen, d.h. von denen, die nach dem Evangelium leben wollen. Kleinliches Aufrechnen von Schuld – angesichts Gottes großzügiger Vergebung – ist ein Widerspruch (vgl. Mt 7,3: „Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht?“)!

Eine christliche Konfliktkultur erinnert hier zunächst an die eigene Schuld. Sie mahnt, diese zu erkennen, zu bereuen und dankbar über deren Vergebung zu sein. Das setzt die Sensibilität und die Erfahrung bezüglich einer „unverdienten“ Versöhnung voraus. Dann kann dies tatsächlich als Geschenk und als Befreiung erlebt werden.

Es ist möglich, trotz einer geschenkten Vergebung im Innersten davon unberührt zu bleiben. Man ist zwar dankbar und erfreut, aber nicht ergriffen. Und damit kann aus dieser Verzeihung, die nicht wirklich „erfahren“ wurde, nichts weitergegeben werden. Dies scheint bei dem unbarmherzigen Schuldner in diesem Gleichnis der Fall zu sein. Man hat nachträglich den Eindruck, dass sich dieser Mann eigentlich nur recht gut aus der Affäre gezogen hat, vielleicht sogar die Güte des Herrn berechnend.

Die beiden Schuldner stehen in enger Verbindung zueinander. Das macht das Verhalten des Unbarmherzigen noch skandalöser. Denn er sollte wissen, dass der andere vor dem Herrn in gleichem Maß anerkannt, ja geliebt wird. Somit ist sein Handeln nicht nur kleinlich, sondern missachtet zugleich den leicht zu erkennenden Willen des Herrn.

Zur Rechenschaft gezogen wären noch Ausreden denkbar, von denen das Evangelium nichts berichtet. Aber man kann sich ein „Das war mir nicht so bewusst“, „Das hat mir niemand gesagt“, „Ich habe doch verlangt, was mir zusteht“ durchaus vorstellen, was neben egoistischem Denken, Rücksichtslosigkeit und Engstirnigkeit auch Dummheit offenbaren würde. Solche Handlungen sind im Dienst des Herrn deplatziert.

So ist die „Entfernung“ des unbarmherzigen Schuldners nur konsequent. Seine drastische Strafe entspricht dem, was er selbst mit dem anderen getan hat (vgl. Mt 7,2b: „...nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird euch auch zuteilt werden“).

Ein kleinliches Nachtragen von Schuld, ein stures Vorhalten von Fehlern und Unvollkommenheiten, ein Herumreiten auf den Schwächen bedeutet: Ein Mensch, der solches tut, hat nichts in einer Gemeinschaft von Christen verloren. Er missachtet eine der Grundregeln im Zusammenleben von Christen, wie sie nach Matthäus im gesamten 18.

Kapitel überliefert werden. Eine christliche Konfliktkultur macht hier die ganze Tragweite der ständigen Bereitschaft zur Versöhnung – angesichts der Vergebung von Gott – bewusst. Wer das nur rhetorisch akzeptiert und nicht wirklich innerlich mitvollzieht, stellt sich mit seiner Härte selbst ins Abseits. Wem es nur um Forderungen an andere geht (wie berechtigt sie sein mögen), und wer dabei deren Relativität nicht wahrhaben will, widerspricht dem Geist des Evangeliums. Denn in dessen Sinn ist man einander die Liebe schuldig (vgl. Röm 13,8). Mit der Bereitschaft zur Vergebung wird das Herz des Christen offen und groß für alle, auch für jene, die an ihm schuldig geworden sind.

7.f. Barmherzigkeit – Jesus und die Ehebrecherin

„Da sagte Jesus zu ihr: Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr!“ (Joh 8,11b)

Evangelium:

Jesus und die Ehebrecherin (Joh 8, 1-11)

Die Heilung eines Blinden (Joh 9,1-12. 35-41)

Etwa in der Mitte dieser Bibelstelle steht der Satz (Joh 8, 7b) „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie“. Die Situation insgesamt ist vielschichtig. Den Pharisäern geht es nicht um die Lösung eines Gerichtsverfahrens, sondern um eine Probe für Jesus. Spricht er die Sünderin frei, verstößt er gegen das Gesetz, verurteilt er sie, widerspricht er seinem Anspruch, über dem Gesetz zu stehen.

Man könnte Jesu Gelassenheit, Unbeirrbarkeit und Schlagfertigkeit bewundern. Sein Schreiben in der Erde ist etwas rätselhaft, wirkt aber wie eine gekonnte, dramaturgische Eingebung, über die sich jeder Regisseur freuen würde.

Es gibt eine zweite Szene, in der Jesus die Finger in die Erde taucht. Anschließend heilt er einen Blinden (Joh 9, 1-12), der dadurch zum Glauben an ihn kommt (Joh 9, 35-41). Wenn man hier einen Zusammenhang sieht, erscheint die Episode mit der Ehebrecherin wie eine Vorbereitung auf die genannte zweite Szene. Jedes Mal dreht Jesus die Rollen um. Die verurteilte Frau, der ausgestoßene (Joh 9,34), geheilte Blinde werden sehend, in einem realen und in einem tieferen Sinn bzw. sie haben die Chance dazu. Was ihnen widerfährt, öffnet die Tür zu einem neuen Leben und zum Glauben. Die Ankläger hingegen sehen sich plötzlich selbst als Schuldige bzw. als Beschuldigte. Ziehen sie zuerst noch beschämt die Konsequenzen (oder verschwinden sie aus Ärger über die missglückte Falle?), so werden sie später deutlicher mit Jesu Vorwurf der Blindheit konfrontiert. Das wollen sie nicht verstehen. Mit dieser Wahrnehmungsverweigerung werden sie für ihre Blindheit verantwortlich. Somit entschuldigt sie nichts mehr und ihre Sünde bleibt.

Wie das Leben der Ehebrecherin bzw. des Geheilten weitergeht, erfahren wir nicht. Haben sie den Neuanfang durchgehalten und die Sünde gemieden? Sind sie in die alten Fehler oder in eine matte Durchschnittlichkeit zurückgefallen? In der Stunde der Begegnung mit Jesus wird ihnen ihr Leben neu in die Hand gegeben. Es liegt an ihnen, das Beste daraus zu machen.

Eine christliche Konfliktkultur mahnt zur Auseinandersetzung mit sich selbst, um die eigenen Sünden und die eigenen blinden Flecken wahrzunehmen. Die Kriterien des Gesetzes erweisen sich als mangelhaft, nicht zuletzt, da ihre Handhabung vorurteilsbehafteten Menschen obliegt. Daher möge man bei gesetzlichen Regelungen gut deren konkrete

Anwendung überlegen. Sie sollen im Sinn Gottes nicht zum Tod oder zum Ausschuss führen, sondern zum Leben, zur Versöhnung, zum Neuanfang. Das ist ihr Sinn, der ihnen immer neu gegeben werden muss.

In der Souveränität über das Gesetz zeigt sich Jesu Vollmacht. Er hebt kein Gesetz auf (Mt 5,17), aber er muss in Anwendung und Durchführung vom Willen Gottes durchdrungen sein, da dieser der tiefste Grund jeder menschlichen Ordnung sein soll. In diesem Zusammenhang stehen die zahlreichen Auseinandersetzungen zum Thema Gesetz.

Schlimmer als eine schwere Sünde ist die Haltung der Blindheit, die eine Umkehr praktisch unmöglich macht. Hier stößt Jesus an seine Grenzen.

Eine christliche Konfliktkultur muss damit rechnen, dass Betriebsblindheit, Vorschriftsgehorsam u.ä. menschengerechte Lösungen verhindern.

Ab und zu gibt es jedoch Einsicht (Joh 8,9), es wird mit dem Maß der Menschlichkeit gemessen und es gelingt, jemanden voll und ganz in die Gemeinschaft zu integrieren. Ein anderes Mal bleibt jemand ausgestoßen und muss sein neues Leben als Außenseiter führen. Ihn mag der gefundene Glaube stärken und es ist zu erwarten, dass ihn dieser mit anderen Glaubenden zu einer neuen Gemeinschaft zusammenführen wird. Sicherlich wird eine christliche Konfliktkultur nicht verurteilen und das Steine-Werfen unterlassen. Es geht um eine Hilfe für Menschen, was manchmal Konflikte herausfordert.

8. ZUVERLÄSSIGKEIT UND TREUE

8.a. Eindeutigkeit – „Euer Ja sei ein Ja...“

„Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein; alles andere stammt vom Bösen.“ (Mt 5,37)

Evangelium:

Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein (Mt 5,37)

Für jeden ist offensichtlich, wie viele Konflikte aus einer Nichtbeachtung dieser Worte resultieren. Die Sprache ist eine Dimension des Mensch-Seins. Sie ist das erste und differenzierteste Medium der Verständigung. Sie kann nicht alles, aber sehr vieles fassen und vermitteln.

Der Umgang mit der Sprache ist für einen Menschen nicht nur ein Lebensbereich unter anderen, denn darin drückt sich ein Stück Persönlichkeit und Identität aus. Sprache schafft Atmosphäre, Verbindung und Gemeinsamkeit, aber auch Verwirrung, Distanz und Feindschaft. Man könnte sagen, der Mensch hat nicht nur Sprache, er ist Sprache. Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Treue, jede zwischenmenschliche Dimension hat viel mit Sprache zu tun. Umso wesentlicher ist ihre Wahrhaftigkeit für das Gelingen jeglicher Beziehung und jeglicher Teilnahme am gesellschaftlichen Leben.

Wo die Sprache verwirrt wird, hört Verständigung und Zusammenhalt auf (vgl. Gen 11,7, Turmbau zu Babel). Die Lüge zerstört das Vertrauen und zerbricht die Basis der Verständigung. Rhetorische Floskeln schaffen eine Scheinwirklichkeit, die keine Substanz hat. Das ist jedem bewusst, dennoch wird Missbrauch mit der geforderten Wahrhaftigkeit der Sprache getrieben und dessen negative Folgen in Kauf genommen.

Es gibt ein Reden in unterschiedlichen Stufen der Zuverlässigkeit. Warum? Geschieht dies, weil vorschnell Dinge gesagt werden, die später zurückgenommen oder revidiert werden müssen? Werden Meinungen und Positionen rasch gewechselt? Spricht man in je anderen Milieus so angepasst, dass man seine Worte an unterschiedlichen Orten wegen eventueller Vorteile oder der Vermeidung von Nachteilen verändert bzw. verleugnet?

Dieses „Ja ist Ja und Nein ist Nein“ verlangt doch einiges, das nicht einfach ist. Vor dem Reden ist Nachdenken gefordert, damit man eine Überzeugung und einen Standpunkt einnehmen kann, der nicht auf momentaner Laune, einer Beeinflussung oder auf dem bloßen Augenschein beruht. Standfestigkeit ist nötig, um sich nicht wie ein Blatt im Wind der gerade gängigen Meinung anzupassen, die zu Vorherigem oder Nachfolgendem in Widerspruch steht. Aber ein Verschleiern der Sprache gilt nicht, ein „Vielleicht“, ein Anknüpfen an Bedingungen („wenn...“) ist im zwischenmenschlichen Bereich unangemessen. Freilich gibt es Sachfragen, Verträge usw., die differenziert beurteilt und von mehreren Seiten betrachtet werden müssen, sodass es manchmal keine eindeutige Positionierung

geben kann. Aber die nach reiflicher Überlegung gewonnene Überzeugung soll tragfähig sein.

Für eine christliche Konfliktkultur ist der Auftrag zur Wahrhaftigkeit und Eindeutigkeit evident. In konkreten Situationen muss man sich dazu manchmal erst durchringen. Eine Verdrehung der Worte wäre einfacher, konfliktvermeidender, politisch klüger, baut jedoch nichts auf. Nur die Zuverlässigkeit der Sprache und die Übereinstimmung von Reden und Handeln errichtet eine verlässliche Basis für das mitmenschliche Zusammensein. Die Menschen brauchen keine Instanzen, die es nach eigenem Ermessen mit der Wahrhaftigkeit nicht so genau nehmen. Sie brauchen Zeugen, die zu dem stehen, was sie sagen.

8.b. Pflichterfüllung – Das Gleichnis vom unnützen Sklaven

„So soll es auch bei euch sein: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan.“ (Lk 17,19)

Evangelium:

Das Gleichnis vom unnützen Sklaven (Lk 17,7-10)

Diesem Gleichnis liegt eine klare Rollenbeschreibung zugrunde. Der Sklave hat seine Arbeit zu tun und zuerst an den Herrn zu denken. Das ist seine Aufgabe, dafür ist er da. Eine Wertschätzung des Sklaven über Gebühr ist nicht vorgesehen, dann wäre es nicht in der zugeschriebenen Rolle. Es sind Grenzen einzuhalten. Das eventuelle Verlangen des Sklaven nach Zuneigung, Dank oder einer anderen Rolle wäre unangemessen, weil er eben ein Sklave ist und sein Dienst eine Selbstverständlichkeit darstellt (vgl. 1 Kor 7,21).

Diese gesellschaftliche Spielregel gilt auch innerkirchlich. Aber da tauchen Schwierigkeiten mit dieser Bibelstelle auf. Es fällt schwer, sich in rechter Weise in die Rolle des Sklaven hineinzudenken. Denn erstens fühlt man sich nicht als Sklave, sondern viel eher als „Freund“, als „Kind“, als „Mitarbeiter“, als „Erbe“, eventuell sogar als „Partner Gottes“. Zweitens ist das christliche Engagement nicht mit einer Sklavenarbeit vergleichbar, für die man nicht einmal Dank erwarten dürfte (besonders gilt das für Ehrenamtliche). Die Kultur des Dankens ist zwar unterschiedlich verbreitet – manchmal fehlt sie komplett, ein andermal wird sie übertrieben –, aber Jesus legt keinen Wert auf einen Dank für „Selbstverständliches“. Und das ist die dritte Schwierigkeit. Christliches Engagement möchte oft etwas Besonderes sein (wie allgemeingesellschaftlich alles etwas Besonderes sein soll). Diesen Einsatz als bloße „Pflicht“ zu betrachten, mit der Gefahr, dass man ausgenutzt wird, und ich anderen als „Trottel von Dienst“ erscheine, widerspricht dem Lebensgefühl und dem Selbstbild.

Dennoch sind die ernüchternden Worte Jesu wegweisend. In den vielen Bildern der Beziehung zu Gott kann das Sklave-Sein nicht gelöscht werden (vgl. z.B. Mt 10,27; Mk 10,44; Lk 17,10; Röm 6,6, 1 Kor 7,22; 9,19; Eph 6,6; Phil 2,7; 1 Petr 2,18-25). Dies mag nichts anderes heißen als: Ich anerkenne Gott uneingeschränkt als meinen Herrn. Es ist eine freiwillig gewollte existenzielle Bezogenheit auf ihn, von dem ich alles erwarte und erhoffe.

Das mit dem Dank ist eine überlegenswerte Sache. Wo er mehr als Rhetorik sein soll, ist er die Antwort auf eine erfüllte Bitte oder eine ungeschuldete Wohltat. Im Verhältnis zu Gott ist es der Mensch, der zu begründetem Dank aufgerufen ist. Unter Menschen ist Dank etwa am Arbeitsplatz angebracht, wenn eine Leistung bzw. ein Engagement über das Geforderte hinausgeht. Aber der Sklave wird diese Arbeit als geschuldet betrachten. Es wäre unangemessen, wenn er für ein Tun Dank erwarten würde, sogar wenn dieses Tun von besonderer Qualität war. Man soll keinen Dank erwarten – das heißt nicht, dass

Anerkennung überhaupt fehlen dürfte. Aber diese geschieht anders, z.B. durch Vertrauen, Umgangsformen, Lohn, Feier, Betriebsklima usw.

Ein nicht ausgesprochenes „Danke“, das die einen für wichtig, die anderen für unwichtig betrachten, bedeutet keinen Undank. Es ist hilfreich, dies im Sinn einer christlichen Konfliktkultur wahrzunehmen und sich nicht vorschnell über jenen aufzuregen, dessen Aufmerksamkeit wenig ausgeprägt ist.

„Man tut nur seine Schuldigkeit.“ Wieviel Hochherzigkeit und welches Übermaß an Hilfsbereitschaft kann hinter diesem bescheidenen Satz stecken! Hier sind Menschen, die zuverlässig und umsichtig ihre Aufgabe als Christen an allen Orten erfüllen und daher, wie selbstverständlich, etwas von Gott erfahrbar machen. Sie tun es in dem Bewusstsein, etwas Geschuldetes zu geben, weil sie sich als Empfangende wissen.

Geschuldet wird Liebe (Röm 13,8), die Anerkennung der menschlichen Würde jedes Mitmenschen, Dank an Gott, eine Lebensgestaltung entsprechend dem Willen Gottes und gelebte Mitmenschlichkeit. Wer dafür besonderen Dank erwartet, ist ein bisschen kleinlich, denn all dies gehört zum Leben selbst, das ein Geschenk ist. Es ist viel einfacher, in der Liebe zu sein und sie weiterzugeben, als darüber zu reflektieren und sich gewünschte Belohnungen und Danksagungen vorzustellen. Das würde nur Selbstverständliches verkomplizieren.

Der Rahmen ist vorgegeben, viele Lebensbedingungen sind unverrückbar. In ihnen gilt es, sich zu entfalten gemäß dem von Gott zugewiesenen und verstandenen Platz in der Weltgeschichte.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur ist diese Bibelstelle ein Aufruf, das Leben zu nehmen, wie es ist, nichts Unangemessenes und kein Verwöhnen zu verlangen, sondern in Treue in den kleinen Dingen das Nötige zu tun. Gott wird das nicht bloß zur Kenntnis nehmen, sondern er wird die entsprechende Anerkennung – ein anderes Mal – im Übermaß schenken. Das ist ihm zuzutrauen.

8.c. Beharrlichkeit – Das Gleichnis vom Sämann

„Auf guten Boden ist der Samen bei denen gefallen, die das Wort mit gutem und aufrichtigem Herzen hören, daran festhalten und durch ihre Ausdauer Frucht bringen.“ (Lk 8,15)

Evangelium:

Das Gleichnis vom Sämann (Mt 13,1-9. 18-23, Mk 4,1-9. 13-20, Lk 8,4-8. 11-15)

Eigentlich ist es müßig, dieses so bekannte Gleichnis im Sinn einer christlichen Konfliktkultur zu betrachten. Die Bedeutung ist klar und lässt keine Frage offen: Jesus selbst erläutert sein Beispiel, das zum christlichen Allgemeinwissen gehört. So sei diese Stelle der Frohen Botschaft dem Leser / der Leserin zur neuen Betrachtung übergeben, wobei ein paar Hinweise „anderer Art“ hinzugefügt werden sollen.

Das Verschwenderische des Säens spielt keine konflikträchtige Rolle. Es gibt genug Samen, sodass es auf eine genau gezielte Verteilung nicht ankommt. Es herrscht keine Bestürzung, dass nicht überall Frucht wächst. Das ist zwar bedauerlich, wird aber im Gesamten gesehen bei weitem durch die tatsächlich aufgegangene Saat ausgeglichen.

Der Boden soll gut sein. Eine Verkündigung an manche Menschen wird sogar entgegen den Erwartungen und dem ersten Anschein fruchtlos bleiben, wenn die Erde nicht vorbereitet wurde. Da drängt sich eine Frage auf: Wie könnte man aus einem Stück Weg, aus einem Ort des Gestrüpps, aus felsigem Boden ein Stück Acker gewinnen? Zwar ist es müßig, seine Bemühungen hauptsächlich darauf zu richten, aber eine Überlegung ist dieser Gedanke wert. Was zählt, ist das Feld, das Frucht trägt.

Wer trotz seiner großzügigen und verschwenderischen Art der Weitergabe der Frohen Botschaft nicht zu viel erwartet, kann gelassen und vertrauensvoll der Ernte entgegenblicken, die ihn immer wieder überraschen wird. Es gibt diesen vielfachen Lohn der Mühe, der schon die Arbeit mit Vorfreude tun lässt. Manchmal stimmt für den Sämann und die Saat einfach alles. Das lädt zu Dank und Jubel ein.

Daher wird eine christliche Konfliktkultur das Gute und Erfreuliche sehen und in diesem größeren Umfeld die vorhandenen Konflikte, Schwierigkeiten und Misserfolge einordnen können. Der Blick auf das reife Feld zeigt den Sinn des Tuns, schenkt Erfolgserlebnisse und Trost. Auch das tragende Feld des benachbarten Sämanns ist schön. Überall wächst das Gute in viel größerem Maß als es je unter schlechten Umständen verhindert werden könnte. Letztlich kommt der Samen von Gott, der auch das Wachstum, die Reife und die Ernte gewährt für das Leben der Menschen und zu ihrem Heil.

8.d. Respekt – die goldene Regel

„Was ihr von anderen erwartet, das tut ebenso auch ihnen“ (Lk 6,31)

Evangelium:

Die Goldene Regel (Mt 7,12; Lk 6,31)

Diese Kurzfassung eines christlichen Lebensstils möchte zum Perspektivenwechsel aufrufen. Erwartungen, Wünsche usw. an andere werden damit überprüft, ob bzw. inwieweit ich selbst bereit bin, ihnen nachzukommen. Gerade in Konfliktfällen ist diese Rückbesinnung hilfreich und fordert zu einer Sicht der Gleichwertigkeit auf. Eine noch höhere Sicht wird im Liebesgebot festgehalten (Lev 19,18, Dtn 6,4ff, Mt 22,37-39, Mk 12,29-31, Lk 10,27).

Die Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe ist in der Betrachtung einer christlichen Konfliktkultur von entscheidender Bedeutung. Je erfüllter das Herz von Gott ist, je entschiedener ein Mensch für Gott lebt, desto größer wird der Raum für die Liebe zum Nächsten, die doch immer brüchig und konfliktanfällig bleibt. Die Gleichstellung des Nächsten mit der eigenen Person ist realistisch und programmatisch zugleich. Hier kommt niemand zu kurz.

Den Nächsten „mehr“ zu lieben würde zur Verkrampfung und Skrupellosigkeit führen und überfordern. Sich selbst mehr zu lieben würde eine Unterordnung schaffen, die letztlich jedes Verhalten rechtfertigen könnte. Aber die Gleichstellung ermuntert zu einem möglichen Höchstmaß, das allen zugutekommt.

Somit schließt sich der Kreis der Betrachtungen zu einer christlichen Konfliktkultur in seinem alleintragenden Fundament, in der Liebe. Diese ist Basis für jedes christliche Denken, Reden und Tun und somit unabdingbare Voraussetzung für eine christliche Konfliktbewältigung. Dass hier der Mensch an erster Stelle stehen muss, keine Sachfrage, keine Struktur, gehört wesentlich dazu. Das mag manche Konflikte, die auf der Sachebene lösbar erscheinen, komplizierter machen. Aber dadurch werden sie menschlich und christlich.

8.e. Unbeirrbarkeit – „Du hast Worte ewigen Lebens...“

„Simon Petrus antwortete ihm: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“ (Joh 6,68)

Evangelium:

Du hast Worte ewigen Lebens (Joh 6, 66-69)

Das Messias-Bekenntnis des Petrus hat im Johannes-Evangelium einen anderen Zusammenhang als bei Matthäus, Markus und Lukas (Mt 16, 13-20; Mk 8, 27-30; Lk 9, 18-21). Bei diesen dreien steht es in Verbindung mit der Frage, für wen Jesus von den Menschen gehalten wird. Die Antwort des Petrus: für den Messias.

Bei Johannes erfolgt dieses Bekenntnis, nachdem Jesus von vielen verlassen worden ist. So klingt diese Stelle zunächst fast kläglich. Will überhaupt jemand bei Jesus bleiben? Und was bedeutet der erste Satz der Antwort des Petrus: Wir kennen ja niemanden? Etwa: Wir sind ja so arm, wir haben keine Alternative zu dir – oder Ähnliches?

Beginnend mit dem zweiten Satz schwingt sich Petrus zu einer Klarheit auf, die jeden mitleidvollen Ton verstummen lässt. Jesu wird als der Heilige Gottes bekannt, der im Unterschied zu allen anderen Predigern „Worte des ewigen Lebens“ hat, d.h. auf die man die ganze Existenz bauen kann.

Das kann nur der Glaubende sagen. Wer nicht zum Glauben gekommen ist, musste schon zuvor irre werden an den schwierigen, schwer verständlichen und anstößigen Argumenten Jesu. Haben die Apostel dieses theologische Gespräch zuvor überhaupt verstanden? Auf intellektueller Ebene sind gebildete, sogar bisher wohlmeinende Anhänger Jesu gescheitert.

Und das ist ein Hinweis für eine christliche Konfliktkultur. Jesus ist manchmal schwerer zu verstehen, als der halbwegs gebildete Christ es zugeben will. Der Intellekt, das Wissen um theologische und gesellschaftliche Hintergründe reicht nicht aus, die unter Umständen verschlüsselten „Worte ewigen Lebens“ herauszuhören. In religiösen Gesprächen und Diskussionen muss dies bewusst sein, zu Bescheidenheit mahnen und den Blick auf das Wesentliche in der Gesamtheit der menschlich-göttlichen Beziehungen öffnen. Das gelingt nur im Glauben, auf den sich letztlich jedes Zusammensein sichtbar beziehen muss. Eine äußere Anhängerschaft oder ein gewisses Maß an Glaubenswissen sind für sich keine Zeichen des Glaubens. Das Eigentliche der Beziehung zu Christus ist das Bekenntnis. Wo dies unterbleibt, fehlt Christus im Leben eines Menschen, so „christlich“ seine Lebensgestaltung sonst aussehen mag.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur kommt es einzig auf den gelebten Glauben an. Die Trennlinie zwischen Glauben und Unglauben verläuft nicht bei unverstandenen Lehren, bei verschiedenen Standpunkten bei Auseinandersetzungen usw. Die Grenze einer Gemeinschaft von Christen und anderen, die diese Nähe zu Christus nicht gefunden haben

oder nicht wollen, liegt zwischen dem Sein bei Jesus und dem Weggehen von ihm. Heute wird diese Trennlinie selten klar zu ziehen sein. Irgendwie geht sie manchmal durch einen einzigen Menschen hindurch. Da kann man aber wieder auf den Punkt kommen: Wer ist Jesus? Wer ist er für mich?

Von der Antwort auf diese Frage hängt der ganze Glaube ab und seine Ausformung ist immer neu und schöpferisch aufgegeben.

8.f. DURCHHALTEN – Vom Höhepunkt der Not

„Und ihr werdet um meines Namens willen von allen gehasst werden; wer aber bis zum Ende standhaft bleibt, der wird gerettet.“ (Mk 13,13)

Evangelium:

Vom Höhepunkt der Not (Mt 10,17-22; 24,6-14, Mk 13,7-13, Lk 21,12-19)

Was Jesus hier in seiner Rede über die Endzeit (Mk 13, Mt 24-25, Lk 21,5-36) voraussagt, ist alles andere als erfreulich. Erschrocken und gefasst im Hinblick auf die bevorstehenden Ereignisse bleibt den Jüngern nur, wachsam zu sein, und die Entwicklung der Dinge trotz aller Wirrnisse recht zu verstehen. In ihrem Innersten sollen sie ruhig bleiben. Nichts kann so dramatisch sein, dass es nicht noch einmal von Gott getragen wäre, was sich spätestens am Ende zeigen wird. Dann werden alle gerettet, die für Christus durchgehalten haben.

Im skizzierten Katastrophenszenario wirkt die Vorstellung einer gesellschaftlichen Verwirrung und einer Konfusion dessen, was „recht“ ist, äußerst realistisch und erinnert an einen geistigen Zerfall aufgrund einer Absolutsetzung des Pluralismus, bei dem auch Grundwerte preisgegeben werden. Vermutlich werden in einer solchen Situation nicht nur Christen verfolgt, sondern alle, die nicht im herrschenden Strom geistiger Verwirrung mitschwimmen. Wer sich dagegen als wachsam erweist, muss mit allem rechnen. Er hat aber einen kleinen Vorsprung, um den Ereignissen zumindest innerlich zu begegnen. Der Verfolgungsgrund gegen die Christen ist die Zugehörigkeit zu Jesus Christus in Wort und Tat. Unter dieser Voraussetzung wird das Leben zu einem einzigen Zeugnis, das vom Heiligen Geist durchdrungen ist. Nichts anderes zählt mehr, keine menschliche Unzulänglichkeit, keine Debatte über Sach- und Strukturfragen oder über unterschiedliche „Kirchenbilder“, sondern einzig die Gemeinschaft mit Jesus.

Der Ertrag dieser Bibelstelle für eine christliche Konfliktkultur ist vielschichtig. Zunächst geht es um eine innere Vorbereitung auf mögliche wirre Zeiten. Weltweit gesehen finden diese derzeit – wie in jeder geschichtlichen Epoche – an mehreren Orten statt. In Mitteleuropa herrscht dagegen relative Ruhe. (Man lasse sich nicht durch beunruhigende Meldungen beunruhigen, diese gibt es immer.) Trotzdem ist Wachsamkeit angesagt, denn wie schnell eine gesellschaftlich ausbalancierte Situation kippen kann, hält uns die Zeitgeschichte eindringlich vor Augen. Niemand wird in der nächsten Zeit in den deutschsprachigen Ländern mit einem Chaos rechnen, aber bestimmte vorhersehbare Entwicklungen sind beunruhigend (Arbeitslosigkeit, Rassismus, Gewaltbereitschaft, Klimawandel) und unvorhersehbare Ereignisse von außen sind nie gänzlich ausgeschlossen (etwa das Szenario einer Völkerwanderung aus dem Osten oder aus der Dritten Welt).

Zwei tröstende Worte vermittelt Jesus in dieser Vorstellung eines gesellschaftlichen Super-Gaus, der sogar die bittersten Erfahrungen eines Verrates innerhalb der Familie skizziert. Einmal ist da die Verheißung der Hilfe durch den Heiligen Geist in entscheidenden Situationen. Die menschliche Voraussicht wird abgelöst von der göttlichen Führung. Ob das die Richter beeindruckt, bleibt offen, aber jedes Wort, das von Gott durch einen Christen gesprochen wird, hat seinen Wert und seine Wirkung, die über diese Erde hinausgehen. Weiters ist die Verheißung der Rettung am Ende tröstend. Sie ereignet sich, wenn – rein menschlich gesehen – alles aussichtslos ist. Die Erfahrung von Hass von allen Seiten aufgrund eines religiösen Bekenntnisses, das seine Anhänger doch zum Tun des Guten auffordert, ist unvorstellbar, aber trotzdem an verschiedenen Orten der Erde bitterste Realität.

Der Trost Jesu für das Ende ist zugleich ein innerweltlicher Auftrag, als Christ zur Rettung jener Menschen beizutragen, die in einem gesellschaftlichen und politischen Chaos unter die Räder kommen. Hier weiß sich eine politische bzw. caritative Aktion für Verfolgte und Diskriminierte christlich motiviert. Und eine christliche Konfliktkultur kann einer Auseinandersetzung nicht aus dem Weg gehen.

Noch ein Aspekt klingt an, mit dem aus christlicher Sicht zu rechnen ist: Das Verhältnis zur Welt wird an dieser Stelle als radikaler Gegensatz beschrieben. Sicher ist der erste Auftrag, die Welt zu retten (Joh 3, 17), aber eine Ablehnung ist denkbar (Joh 1,11 u.a.). Es wäre einfach, diesen Gedanken in Schwarz-Weiß-Malerei einleuchtend weiterzuführen. Aber die Wirklichkeit ist anderes, differenzierter. Das Ziehen von Grenzlinien ist problematisch, da diese auch in der eigenen Persönlichkeit durcheinanderlaufen und nicht mehr erkannt werden können.

Die Welt ist gut (Gen 1,31), sie trägt Gottes Spuren und sie ist der Boden der Heilsgeschichte. Jeder Mensch hat in sich ein Stück der Wirklichkeit Gottes und kann in seinem Gewissen Gottes Stimme wahrnehmen. Aber dieses Verhältnis zu Gott ist gebrochen und bringt somit auch Früchte der Gottesferne, der Gottesanlehnung hervor: Unzucht, Unsittlichkeit, ausschweifendes Leben, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Streit, Eifersucht, Jähzorn, Eigennutz, Spaltungen, Parteiungen, Neid und Missgunst, Ess- und Trinkgelage u.ä.m. (Gal 5,19-21). Solche Handlungen werden gesetzt, auch wenn sie zumeist verschleiert, gut entschuldigt oder in einer Form von Blindheit manchmal gar nicht wahrgenommen werden.

Im Sinn einer christlichen Konfliktkultur ist ein klarer Standpunkt einzunehmen. Argumente sind gefordert, gegenüber Gläubigen, weniger Gläubigen, Andersgläubigen und Ungläubigen, die entsprechenden Gewichtigkeiten aufzuzeigen, und die jeweils verständliche Sprache zu wählen.

Sorge braucht der Christ letztlich keine zu haben, ebenso wenig soll er sich von der Irritation irritieren lassen, ja sogar nicht einmal über seine eigene Verwirrung verwirrt sein. Das Festhalten an Jesus trägt durch alles hindurch.

9. STÄRKE UND GNADE

9.a. EIFER – Die Vertreibung der Händler aus dem Tempel

„Jesus ging in den Tempel und begann, die Händler und Käufer aus dem Tempel hinauszutreiben; er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um und ließ nicht zu, dass jemand irgendetwas durch den Tempelbezirk trug.“ (Mk 11,15b-16)

Evangelium:

Vertreibung der Händler aus dem Tempel (Mt 21,16-17, Mk 11,15-19, Lk 19,45-48, Joh 2,13-22)

Jesu Sanftmut hat seine Grenzen, was sich an dieser Stelle drastischer als bei diversen Streitgesprächen zeigt. Es geht nicht um seine Person, sondern um einen skandalösen Zustand: die Entweihung des Tempels durch die Tätigkeit von Händlern und Geldwechslern, die wohl nicht immer so ganz ehrlich gewesen sein dürften (warum sonst der Vergleich mit einer Räuberhöhle, siehe auch Jer 7,11a?: „Ist denn in euren Augen dieses Haus, über dem mein Name ausgerufen ist, eine Räuberhöhle geworden?“)

Es gibt Situationen, in denen man aus christlicher Sicht den Konflikt suchen muss. Die Entschlossenheit Jesu ist ein Beispiel für ein entschiedenes, klares und kompromissloses Auftreten. Natürlich gibt es in der Zwischenzeit andere Konfliktregeln als zur Zeit Jesu. Gesetze und Vorschriften eines Rechtsstaates müssen eingehalten werden. Aber auch in unserem hochentwickelten System ist das nicht vollkommen, sodass Kritik und manchmal sogar Missachtung aufgrund eines Vorrangs der Botschaft Gottes angebracht sein können. Beispiele: die im Dritten Reich mögliche Verdrehung von Recht im Namen des Rechts in massives Unrecht; oder heute: manche ideologieanfälligen Urteile, die Religionsverhöhnung als Freiheit der Kunst betrachten.

In seinen Auseinandersetzungen hat Jesus nichts mit offensichtlichen Gesetzesbrechern zu tun. Die Konfliktfelder liegen im Bereich gesellschaftlicher und sogar religiös akzeptierter Verhaltensweisen, die aber de facto eine für das Wort Gottes hindernde Atmosphäre schaffen. Eindeutig ist dies, wenn der Weg zum bzw. von der Andacht des Betens mitten durch vermutlich schreiende, feilschende, vielleicht unehrliche Händler geht, denen das Wesentliche – die religiöse Feier des Festes – egal ist, in deren Rahmen sie sich aber befinden.

Die härtesten verbalen Auseinandersetzungen Jesu drehen sich um Heuchelei (Mt 23,27-28, Mt 12,40, Lk 12,1, Lk 11,46, Lk 12,45) und um religiöse Engstirnigkeit (Mt 23,34-35). Diese Attacken Jesu klingen für einen heutigen Leser entweder allzu pauschal oder sie lassen sich immer auf andere anwenden.

Weiters ist zu beobachten, dass in der Frohbotschaft ein nicht kleines Maß an „Drohung“ steckt. Hier ist (besonders bei Mt 23 und Lk 11,39-52) die literarische Gattung der „prophetischen Drohrede“ zu beachten. Es sind außergewöhnliche Worte, die in dramatischer Form gegen das Unrecht gesprochen werden. Keine präzise, ausgewogene, sachliche und scharfsinnige Bloßstellung von Unrecht geschieht hier, sondern eine leidenschaftliche, mitreißende, programmatische, aufrüttelnde Rede wird gehalten; vielleicht als eines der letzten Mittel, die Verstockung einzelner aufzubrechen.

Eine christliche Konfliktkultur muss wohl auch dieses Mittel kennen, leidenschaftlich das mit Gott Unvereinbare hinauszuschreien, an Uneinsichtige zu appellieren und ihnen die letzten Konsequenzen ihres Verhaltens drastisch vor Augen zu führen. Wo das nichts hilft, verhärten und verdeutlichen sich nur jene Fronten, die vorher schon da waren.

Es gibt für den Glauben Gegensätze, die unvereinbar sind. Wenn diese im Alltag zunächst von geringfügiger Bedeutung sind, führen sie im großen Stil zur Katastrophe. Die Missachtung von Religion, eine allgemeine Heuchelei und Engstirnigkeit sind nach der Heiligen Schrift dramatische Herausforderungen für einen Christen. Das kann nicht heruntergespielt werden, ohne gleichzeitig die eigene Berufung zur Nachfolge Jesu zu verleugnen. Man muss sich stellen. Jetzt.

9.b. LEBENSSTIL – „Wer es erfassen kann, der erfasse es...“

„Denn es ist so: Manche sind von Geburt an zur Ehe unfähig, manche sind von den Menschen dazu gemacht, und manche haben sich selbst dazu gemacht – um des Himmelreiches willen. Wer das erfassen kann, der erfasse es.“ (Mt 19,12)

Evangelium:

Wer das erfassen kann, der erfasse es (Mt 19,12)

Die Verkündigung Jesu ist nicht restlos klar. Er kann nicht einmal seinen Jüngern alles erklären. Die Logik menschlichen Denkens kann nicht alles ergründen, was im Zusammenhang mit dem Himmelreich anders werden kann als wir gewohnt sind. Jesu bemühte Erklärungen haben eine Grenze. Nur gelebt kann mitvollzogen werden, was er meint. Es geht um schwer bzw. gar nicht begreifliche Umstände, die sich bei einigen vom Reich Gottes Ergriffenen in einem bestimmten Lebensstil ausdrücken, der ein Stück weit anders ist als üblich, als es für normal gilt (wobei dies stets nur von außen betrachtet wird). In Verbindung mit einem Engagement für das Reich Gottes sind solche „anderen Lebensstile“ sinnvoll. Es passt zu denen, die eine solche Lebensart gewählt haben bzw. dazu berufen wurden, es wirkt sich liebevoll aus und ist daher glaubwürdig.

So ist Zurückhaltung angebracht angesichts der Beurteilung eines etwas anderen Lebensstils, einer Eigenart oder eines Gegen-den-Strom-Schwimmens. Das entscheidende Zeichen, ob dies lediglich eine Marotte, eine fromme Einbildung, etwas Unnötiges oder tatsächlich Frucht eines geistlichen Weges mit Gott ist, zeigt sich in den Früchten der Liebe.

Wo das Beharren auf einer bestimmten Art eines christlichen Lebensstils mit Ausgrenzung, Intoleranz, Arroganz, Schwarz-Weiß-Denken, Abschätzigkeit, Verdächtigungen verbunden ist, stammt dies nicht vom Guten. Wo es darum geht, sich in einem Lebensstil äußerlich an gewisse Regeln anzupassen, wo es de facto nicht wirklich (nicht mehr wirklich) um das Himmelreich geht, fehlt der innere Sinn eines solchen vom gewohnten abweichenden Lebensstils. Wo hingegen die Verteidigung eines bestimmten Stils demütig, offen, von Liebe getragen, tolerant für andere Wege und auf sie bezogen bleibt; wo nach Verständnis und nach dem Gemeinsamen gesucht wird, werden die Kriterien des Evangeliums verwirklicht. Hier erübrigt sich jeder Konflikt über eine äußerlich unterschiedliche, sogar unverständliche Realisierung von Liebe. Die Überschreitung des Begreifbaren stellt kein Problem dar, weil dahinter die Echtheit einer Person steht, die auf ihre ganz persönliche Art Liebe vermittelt.

Was hat das mit einer christlichen Konfliktkultur zu tun? Es ist eben nicht alles verstehbar, besonders wenn der Blick äußerlich bleibt. Unterschiedliche Lebensformen sollen nicht gegeneinander ausgespielt oder über- bzw. untergeordnet werden. Um des Himmelreiches willen ist manches sinnvoll, was nicht unbedingt menschlich logischen Vorstellungen entspricht.

Es gilt, tolerant zu sein, es bei dem eigenen Nicht-Verstehen zu belassen und den anderen zu akzeptieren, wie er ist. Niemals sollte das ein Grund für Konflikte sein, die aus dem mangelnden Zutrauen kommen, dass Gott im anderen wirkt, wenngleich ich dies mit meiner begrenzten Einsicht nicht mitvollziehen kann.

Der Satz „Wer es erfassen kann, der erfasse es“ kann sich auf vieles beziehen. Man muss die Grenzen des eigenen Fassungsvermögens eingestehen, aber man kann Gott zutrauen, dass er weiß, was er tut und wohin er die Menschen führt.

Menschliche Regelungen sind als Stütze hilfreich, gerade in Situationen der Verunsicherung und der Müdigkeit. Denn der Sinn eines Lebensstils muss immer wieder neu errungen werden, in der Ehe wie in der Ehelosigkeit, in der Arbeit wie in der Freizeit. Man hat ihn nicht ein für allemal gewonnen. Er wird immer wieder von neuem geprüft.

Und man muss akzeptieren, dass es manches um des Himmelreiches willen im eigenen Leben gibt, das man nicht ganz versteht. Aber man kann es im Vertrauen auf Gott in Kauf nehmen und sich führen lassen.

Eine christliche Konfliktkultur wird einen größeren Horizont und weitere Perspektiven haben müssen als dies grundsätzlich üblich, logisch oder naheliegend ist. Freilich wird sie ihre Beobachtung dabei auf die Verwirklichung des Guten in all seinen Spielarten richten. Das erlaubt dessen vorbehaltlose Anerkennung überall, wo Bruchstücke der Liebe zu finden sind, sogar wenn in anderen Elementen einer Lebensform Irrtümer bezüglich der Verwirklichung des Willens Gottes vorliegen mögen.

Wer es fassen kann, der fasse es. Wer es nicht fassen kann, möge in seiner Betrachtung zurückhaltend sein und jeden Wert gemäß der verwirklichten Liebe einmal anerkennen.

9.c. SELBSTBESCHNEIDUNG – „Wenn dich dein Auge zum Bösen verführt...“

„Denn es ist besser für dich, dass eines deiner Glieder verlorengeht, als dein ganzer Leib in die Hölle geworfen wird.“ (Mt 5,29b)

Evangelium:

Wenn dich dein Auge zum Bösen verführt, gib es weg (Mt 5,29-30, Mt 18,8-9; Mk 9,43-47)

Was kann dieser eindringliche, anschauliche und erschreckende Text für den Alltag bedeuten? Es ist schwierig, sich von seiner Phantasie zu befreien, die sich gegen die Vorstellung einer Verstümmelung des eigenen Körpers wehrt. Denn ein wortwörtliches Verstehen dieser Textstelle muss ausgeschlossen werden. Somit müssen Abwehrhaltungen gegen die sich aufdrängenden bildlichen Vorstellungen demaskiert werden, bevor man zu einem tieferen Verständnis des Textes vordringen kann.

Eine erste Abwehr besteht darin, die Worte nicht wirklich an sich herankommen zu lassen: „So schlimm ist es bei mir auf keinen Fall. Und wenn ich einmal sündige, d.h. Böses tue, dann wollte ich es ja eigentlich nicht. Ich habe in einer Situation der Schwäche einen Fehler gemacht. Aber ich habe bereut – und die Sache ist sicher erledigt.“ Zweifellos finden diese Gedanken im Evangelium Unterstützung, z.B. im Gleichnis vom Unkraut und vom Weizen (Mt 13,29-30). Aber ist es so einfach?

Eine weitere Abwehr liegt im Kontext der betrachteten Bibelstelle: Es geht um eine Situation der Entscheidung zwischen Gut und Böse und deren Konsequenzen vor dem Endgericht. Es geht um Entweder – Oder, um Schwarz oder Weiß. Für einen Christen, der diesen Text betrachtet, ist die Entscheidung jedoch längst zugunsten des Guten gefallen und so kann er den Eindruck haben, dass ihn die dargestellte Entscheidungssituation nicht betrifft. Diese liegt ja hinter ihm. Er braucht die eindringliche Erinnerung an das Tun des Guten und das Vermeiden des Bösen nicht mehr. Was der Text in diesem Zusammenhang aussagt, ist eine Selbstverständlichkeit.

Eine dritte Abwehr einer näheren Beschäftigung mit dem Text liegt in einem bloß bildhaften Verständnis, wobei die Dramatik des Bildes als stilistisches Element gedeutet und daher rein spiritualistisch gesehen werden kann.

Wie auch immer: Die Grundaussage des Textes ist klar: Das Böse soll im eigenen Handeln keinen Platz haben. Es wäre sogar besser, „Verstümmelungen“ zu erlangen, als Unrecht zu tun und sich Gott entgegenzustellen.

Irritierend bleibt die scheinbare Ignoranz des Textes gegenüber der Ganzheitlichkeit der menschlichen Person. Gott kann doch nur wollen, dass die ganze Person „heil“ wird. Es kann

nur ein Missverständnis sein, wenn in einer Form von Fanatismus alles „Unreine“ beseitigt werden soll, denn dann gäbe es keinen unversehrten Menschen mehr!

Dennoch ist der Text in diesem Verstehensdilemma ernst zu nehmen.

Was kann mit „böse“ gemeint sein? Ganz eindeutig sind z.B.: Lüge, Hinterhältigkeit, Lieblosigkeit, Rücksichtslosigkeit u.ä. gemeint. Aber auch, Dinge über Menschen zu stellen, gehört dazu. Teilweise verschleiern oder legitimieren gesellschaftliche Verhältnisse sogar Böses. Wieviel Taktik, Doppelbödigkeit und Ellbogentechnik kann man auf den Karriereleitern in gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und vielleicht auch kirchlichen Einrichtungen begegnen? Und wie oft wird Rücksichtnahme, Geduld, Dialogbereitschaft und Großzügigkeit ausgenutzt, wenn es die eigenen Ziele fördert?

Damit hängt die Frage direkt zusammen: Was ist es heute, das scheinbar unmittelbar zu einer Persönlichkeit gehört, aber doch zum Bösen verführt? Das kann z.B. das Streben nach einer gesellschaftlichen Position, nach Karriere, eine ich-zentrierte „Selbstentfaltung“ usw. sein. Wenn ein solcher Lebensweg Lieblosigkeit, Rücksichtslosigkeit, Unehrlichkeit usw. in Kauf nehmen muss, wäre es besser, ihn zu verlassen. Im übertragenen Sinn könnte es so aussehen, als wäre man dann eine „unvollständige Persönlichkeit“, weil man seine „Chancen nicht genutzt hat“. Und tatsächlich kann man in den Augen mancher Menschen als „verstümmelt“ gelten. („Der hat auf einen schönen Posten verzichtet“ u.ä.m.)

Wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse definieren, was zu einer Person dazugehören soll, werden manchmal andere Maßstäbe angelegt, als es das Evangelium tut. Die Frohe Botschaft legt nahe, nötigenfalls auf Dinge zu verzichten, von denen man meint, sie würden zur eigenen Persönlichkeit, zum persönlichen Lebensstil gehören.

Ein etwas unschön klingender Ausdruck dafür ist „Selbstbeschneidung“, was einen Verzicht auf etwas Wertvolles – zugunsten eines noch Wertvolleren – bedeutet. Die wahre Integrität des Menschen kann gegebenenfalls paradoxerweise nur durch den Verlust eines (vermeintlich) dazugehörigen Teiles der eigenen Person gewahrt werden. Das kann der Verzicht auf die Durchsetzung von Zielen sein, mit denen man sich identifiziert; die Aufgabe eines Berufes oder eines Milieus, in denen durch Strukturen, Personen oder andere Umstände das Gute unterdrückt wird. Sogar die Trennung von Menschen, die nicht vom Tun des Bösen wegkommen und dadurch das eigene Gut-Sein bedrohen, könnte gemeint sein.

In Sinn einer christlichen Konfliktkultur muss man es in dieser Gesellschaft in Kauf nehmen, im Zweifelsfall auf einiges zu verzichten. Ein gesellschaftlich legitimes Mittun, ein Verweigern radikaler Konsequenzen der geforderten Umkehr zum Evangelium sind zwar „menschlich verständlich“, letztlich aber unchristlich.

9.d. GERECHTIGKEIT – Aus den Seligpreisungen

„Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihnen gehört das Himmelreich.“
(Mt 5,10)

Evangelium:

Die Seligpreisungen (Mt 5,3-12; Lk 6,20-26)

Die wohl größte Ermutigung des Evangeliums wird in den Seligpreisungen beschrieben. Wem es heute schlecht gehen sollte, weil er sich gemäß dem Willen Gottes einsetzt, soll sich nicht niederdrücken lassen. Es ist sicher, dass er reich belohnt wird, spätestens im Himmel (vgl. auch Mt 16,25b; Lk 9,25).

Gott anerkennt die Haltungen, die sein Reich aufbauen. Und er schenkt es denen, die dazu beitragen. Zum Aufbau des Reiches Gottes gehört das Standhalten angesichts von Leid, Ungerechtigkeit, Verunglimpfung und Verfolgung. Als Reaktion wird vorgeschlagen: Weil du (gerade deshalb) selig bist, freue dich und juble, denn dein Lohn wird groß sein! Sei dir bewusst, dass es den vor Gott verdienten Menschen (z.B. den Propheten) oft ebenso ergeht! Aber es muss wirklich um den Willen Gottes als Grund für eine Diskriminierung gehen. Sonstige Fehlhaltungen werden nicht entschuldigt, die vielleicht öfter der Anlass für Ablehnung sind. Um sich darüber klar zu werden, braucht es eine feine Gewissensforschung und die Bereitschaft zur beständigen Umkehr.

Wo „christliche“ Fanatismen, Engstirnigkeit und Rechthaberei verfolgt werden, ist nicht der Glaube gemeint, sondern eine Person mit einem problematischen Charakter, die auf schlechte Art – fanatisch, engstirnig, rechthaberisch – „den Glauben“ präsentiert. Dies zu unterscheiden, und die wirklichen Gründe für eine „Verfolgung“ herauszufinden, ist die eine Aufgabe einer christlichen Konfliktkultur.

Da die Kirche auch eine Kirche der Sünder ist, gibt es Widerstand gegen Menschen, die im Sinn der Seligpreisungen leben – und sogar von jenen, denen man sich persönlich verbunden fühlt. Das muss man aushalten! Denn es geht überhaupt nicht darum, eventuellen Enttäuschungen über Menschen nachzuhängen oder sich von ihnen (innerlich) zurückzuziehen bzw. abzugrenzen! Es ist jede subtile Form von „Nachtragen“ abzulehnen (Mt 5,39-42; Lk 6,29-35). Eine mögliche „Vergeltung“ ist Gott zu überlassen. Es soll Gottes Sache sein, was er tut, ob er darüber hinweggeht, verzeiht, jemanden zur Umkehr fordert, ihn beschämt oder „bestraft“, damit er Gott erkennen und ihn finden mag. Es geht nicht um persönliche Genugtuung, wenn das Unrecht des anderen offenbar wird! Für den anderen soll im eigenen Herzen nur Gutes Platz haben (Mt 5,44-48; Lk 6,35-36; Röm 12,17b-18), weil das eigene Herz von Gott erfüllt ist. Und das ist die wesentlichste Voraussetzung dafür, um überhaupt von einer christlichen Konfliktkultur sprechen zu wollen!

Das Bewusstsein, sich auf dem rechten Weg für Rechtes einzusetzen, und das Vertrauen, dass Gott dies sieht, soll im Sinn der Seligpreisungen genügen und Grund zur Freude sein. Gemäß einer christlichen Konfliktkultur braucht es vor allem eine Verwurzelung in der Frohen Botschaft. Denn schon jetzt erfahrbare Lösungen oder Erleichterungen werden nicht versprochen. Es kann durchaus um`s Kreuztragen gehen (Mt 16,24; Mk 8,34; Lk 9,23), auch wenn dies aus einer oberflächlichen Sicht absurd aussehen sollte.

9.e. FEINDESLIEBE – Verhalten gegenüber den Feinden

„Ihr aber sollt eure Feinde lieben und sollt Gutes tun und leihen, auch wo ihr nichts dafür erhoffen könnt. Dann wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Söhne des Höchsten sein; denn auch er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen.“ (Lk 6,35)

Evangelium:

Feindesliebe (Mt 5,38-48, Lk 6,27-36)

Die hier beschriebenen Verrücktheiten finden sich bei den Evangelisten in unmittelbarer Nähe zu den Seligpreisungen im Rahmen der Bergpredigt (Matthäus) bzw. der Feldrede (Lukas).

Was das im Menschen verwurzelte Übermaß an Liebe hervorbringen kann, wird in einer Extremsituation beschrieben. Der Christ ist berufen, Gott ähnlich zu werden und Barmherzigkeit in vollem Umfang zu leben. Können die hier gegebenen Weisungen überhaupt im Leben umgesetzt werden? Denn die Selbstachtung und das Maß der Nächstenliebe, das dem der Eigenliebe entsprechen soll (Mt 22,38; Mk 12,31; Lk 10,27), verlangen doch einen auf Gegenseitigkeit beruhenden fairen Umgang miteinander. In diesem Sinn sind Ungerechtigkeiten nicht zu ertragen, zumal der andere entsprechend seiner Fehler gemahnt werden soll (vg. Mt 18,15-20). Also muss noch etwas anderes hinter dieser Bibelstelle stecken.

Die Lebensführung der Christen soll dem Beispiel des in der Liebe vollkommenen und barmherzigen Gottes entsprechen. Gott ist souverän gegenüber dem Bösen und lässt sich nicht von seiner Liebe abbringen. Fast spielerisch zeigt er in der Geschichte Israels, wie unbeeindruckt er von rücksichtslosesten oder lästigsten Behandlungen bleibt. Die Grenzen seiner Geduld und seiner Liebe sind nicht auslotbar.

Letztlich können nur von Gott gelenkte Formen des Guten das Böse überwinden. Im Vertrauen darauf kann eine christliche Konfliktkultur bis in extreme Beweise von Geduld, Friedfertigkeit und heroischer Gelassenheit führen. Im Hintergrund weiß man, dass dies für die Ewigkeit zählt. Demgegenüber kann anderes, das heißt jede erdenkliche Unannehmlichkeit, gering geachtet werden. Der Lohn bei Gott wird groß sein (vgl. Mt 5,12). Um diese Stelle nicht in Richtung einer Spiritualisierung abzuschwächen, soll dies genauer erläutert werden.

Zu Mt 5,38-42, Lk 6,29-30

Was für einen Sinn hat es, bei Ungerechtigkeiten keinen Widerstand zu leisten?

Ein paar mögliche Aspekte: Die eigene Ruhe kann die Affekte des anderen überwinden. Es geht um eine Haltung innerer Souveränität, nicht um eine Unterwerfung unter den Stärkeren. Die Macht des Anderen wirkt nur äußerlich, innerlich bleibe ich sogar in einer

solchen Situation voll Liebe. Die eigene Großzügigkeit ist größer als kleinliche Gier und überwindet diese damit. Das Gute lässt sich vom Bösen nicht beeindrucken.

Wer mehr erhält, als er aus feindlichen Motiven heraus anstrebt, wird überrascht sein – und damit unter Umständen „ansprechbar“. Die Geringschätzung von Materiellem bezieht sich auf den Vorrang der Liebe nach dem Beispiel Gottes. Nur was in Gottes Augen wichtig ist, ist es auch für mich. Was für ihn praktisch nichts oder wenig bedeutet, ist letztlich für mich ebenso belanglos.

Zu Mt 5,43-48; Lk 6,27-28. 32-36

Die Liebe zu Feinden sprengt die Grenzen menschlicher Verhaltensweisen. Wo die Liebe bzw. der freundliche Umgang unter Gleichgesinnten nichts Besonderes ist, öffnet eine positive Zuwendung zu Gegnern eine neue Dimension der Mitmenschlichkeit. In welcher Form dies verwirklicht werden kann, muss erprobt werden. Die Liebe bzw. die Phantasie der Liebe ist grenzenlos. Grundlegend ist das Bemühen, selbst im Feind den Menschen zu sehen, der Ebenbild Gottes ist. Im Gebet für ihn kann ich ihn unter den Einfluss Gottes stellen, ihn Gott näherbringen und so Feindseligkeit bekämpfen. Gott bewirkt durch mein Bitten Wandlungen, sei es bei mir, sei es beim anderen, sei es bei uns allen, sei es in der Atmosphäre.

Das erlebte Beispiel der Feindesliebe durch Bekenner und Märtyrer hat viele Menschen zu allen Zeiten von der unendlichen Größe und Kraft der Botschaft des Evangeliums überzeugt. Wer einmal ein Stück davon verwirklichen kann, hat tatsächlich Anteil an der Vollkommenheit Gottes. Ein Lohn mag kommen und menschlich Planbares überschreiten.

Eine christliche Konfliktkultur wird diese Vision des Sieges des Guten wachhalten. Die Spannung zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit bleibt aufrecht. Das unvollkommene Bemühen bleibt immer hinter der Vollkommenheit zurück; und das bloße äußerliche Befolgen der Worte Jesu in einem spannungslosen Fatalismus artet in Dummheit oder Schwäche aus.

Der Gläubige ist der Liebe ausgeliefert. Er kann für Außenstehende in diesem Sinn wie ein Narr wirken (vgl. 2 Kor 11,16 – 12,13). Wer ihm jedoch näherkommt, erfährt etwas von Gott.

9. f. LIEBE – Das größte Gebot

„Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.“ (Joh 13,35)

Evangelium:

Das Liebesgebot (Joh 13,34-35, Joh 15,17)

Der Auftrag einander zu lieben, ist ein immer neues Gebot. Liebe muss oft mühsam errungen und sorgfältig gepflegt werden. Liebe fällt leicht, wenn sie mit Sympathie und guten gemeinsamen Erfahrungen verbunden ist. Sie fällt schwer in Konflikten und bei einer Antipathie, für die es manchmal keine Erklärung gibt. So kann Liebe in verschiedenen Situationen gegenüber jeweils anderen Mitmenschen Unterschiedlichstes bedeuten. Gemeinsam ist der christlichen Liebe das Fundament Jesus Christus und die Orientierung an seinen Worten und Geboten. Das wunderbare Bild der Liebe ist nicht mit oberflächlicher Harmonie oder unverbindlicher Nettigkeit zu verwechseln. Denn im Ernstfall der christlichen Liebe geht es um den rückhaltlosen Einsatz füreinander über alle Differenzen hinweg. Die Kirche in Zeiten der Verfolgung bietet ein eindrucksvolles Bild dieser Solidarität, die zwischenmenschliche Antipathien (unter Christen) nie auslöschen, aber wirkungslos machen und überwinden kann. Demgegenüber macht sich eine in sich zerstrittene Kirche nur lächerlich. Das Auswälzen von Konflikten, das leichtfertige und lieblose Reden über andere, das Polarisieren und Fixieren auf irgendwelche Positionen, das Recht-Haben-Wollen, Taktik usw. widersprechen dem Liebesgebot. Menschen, die dies tun, sind nicht wirklich vertrauenswürdig, auch wenn sie unzählige Talente haben und diese in das Leben der Glaubensgemeinschaft einbringen. Das sich nach außen abzeichnende Bild einer Kirche der Reibereien entspricht leider einer inneren Wirklichkeit, die durch tägliche Umkehr zur Liebe verändert werden kann.

Diese Realität ist viel schlimmer, als es der Alltag erahnen lässt. Wo kleinliche Streitigkeiten den Eindruck in der Öffentlichkeit bestimmen, hat die Gemeinschaft der Gläubigen ihren Auftrag verraten. Sie hält sich nicht an Wort und Beispiel Jesu: Wie kann sie ihn da noch glaubwürdig verkünden? Keine Sachfrage kann es wert sein, das Liebesgebot auch nur ein einziges Mal hintanzustellen.

Vielleicht geht es gar nicht mehr um eine Verkündigung des Evangeliums, wenn die internen Konflikte so reizvoll sind, dass weder Zeit noch Kraft für ein Wirken nach außen vorhanden wäre. Ein Zeichen dafür ist der mangelnde missionarische Eifer, der aufgrund einer oberflächlichen positiven Bewertung der „Welt“ vorübergehend ein wenig eingeschlafen ist. Kraft und Eifer haben nur liebende Menschen, die um das Zeugnis der Liebe in allen Situationen des Lebens ringen können. Die Vertrauenswürdigkeit der Kirche hängt damit engstens zusammen. Denn wo nicht geliebt wird, kann kein Vertrauen gewonnen werden.

Im Stammbuch einer christlichen Konfliktkultur gehört dieser Satz ganz an den Anfang:
„Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt.“
Es geht in jeder Begegnung um Jesus selbst, denn seinem Beispiel der Liebe soll ein Jünger folgen. Wo er dies nicht tut, wird Jesus nicht geliebt, wird Jüngerschaft nicht realisiert. Was übrig bleibt, ist eine Glaubensabschreckung, weil es dem sogenannten Jünger de facto um vieles, aber nicht wirklich um das Evangelium geht. In dieser Stunde der Kirche unseres Landes kippt das herrliche und in dieser Weise wohl einzigartige Liebesgebot Christi im Sinn einer christlichen Konfliktkultur in eine ernste Warnung. Aber es bleibt zugleich ein Auftrag, der eine Veränderung bewirken kann, wie sie allein sinnvoll ist – in der Liebe.

Anhang

Mt 1, 18-24	4a	Zwischen Vorschrift und Zuneigung
Mt 2, 13-15	4a	Zwischen Vorschrift und Zuneigung
Mt 2, 19-23	4a	Zwischen Vorschrift und Zuneigung
Mt 4, 1-11	4f	Zwischen Macht und Dienst
Mt 5, 3-12	9d	Gerechtigkeit
Mt 5, 21-22	6c	Zorn
Mt 5, 23-24	7c	Vergebung
Mt 5, 29-30	9c	Selbstbeschneidung
Mt 5, 37	8a	Eindeutigkeit
Mt 5, 38-48	9e	Feindesliebe
Mt 6, 14-15	7c	Vergebung
Mt 6, 24	4b	Zwischen Gott und Geld
Mt 6, 25-34	1a	Sorgen
Mt 7, 1-5	7a	Selbsteinschätzung
Mt 7, 6	6a	Respektlosigkeit
Mt 7, 7-11	1e	Vertrauen
Mt 7, 12	8d	Respekt
Mt 9, 9-13	5d	Verdächtigungen
Mt 9, 14-15	2f	Kleinlichkeit
Mt 9, 16-17	4c	Zwischen alt und neu
Mt 10, 17-22	8f	Durchhalten
Mt 12, 1-8	2f	Kleinlichkeit
Mt 12, 31-33	6f	Verhärtung
Mt 12, 36-37	5e	Gerede
Mt 12, 43-45	1c	Vergessene Vorsorge
Mt 13, 1-9	8c	Beharrlichkeit
Mt 13, 18-23	8c	Beharrlichkeit
Mt 13, 24-30	1f	Weitsicht
Mt 13, 36-43	1f	Weitsicht
Mt 13, 54-58	6d	Ablehnung
Mt 16, 21-23	5a	Schlechter Rat
Mt 17, 24-27	4d	Zwischen Loyalität und Protest
Mt 18, 1-5	2d	Rangstreitigkeiten
Mt 18, 6-7	5b	Verführung
Mt 18, 8-9	9c	Selbstbeschneidung
Mt 18, 15-17	7b	Ermahnung
Mt 18, 21-22	7d	Pflicht zur Vergebung
Mt 18, 23-25	7e	Verweigerte Vergebung
Mt 19, 12	9b	Lebensstil
Mt 20, 1-15	5f	Erwartungen

Mt 20, 27	2d	Rangstreitigkeiten
Mt 21, 16-17	9a	Eifer
Mt 21, 18-22	3f	Fruchtlosigkeit
Mt 22, 1-14	3d	Ausreden
Mt 22, 15-22	4d	Zwischen Loyalität und Protest
Mt 24, 4-5	5c	Irrwege
Mt 24, 6-14	8f	Durchhalten
Mt 24, 11	5c	Irrwege
Mt 24, 23-26	5c	Irrwege
Mt 25, 14-30	3e	Passivität
Mt 26, 6-13	2b	Verschwendung
Mt 26, 69-75	4e	Zwischen Freundschaft und Feigheit
Mk 1, 12-13	4f	Zwischen Macht und Dienst
Mk 2, 15-17	5d	Verdächtigungen
Mk 2, 18-20	2f	Kleinlichkeit
Mk 2, 21-22	4c	Zwischen alt und neu
Mk 2, 23-28	2f	Kleinlichkeit
Mk 3, 28-29	6f	Verhärtung
Mk 4, 1-9	8c	Beharrlichkeit
Mk 4, 13-20	8c	Beharrlichkeit
Mk 6, 1-6	6d	Ablehnung
Mk 8, 31-33	5a	Schlechter Rat
Mk 9, 33-37	2d	Rangstreitigkeiten
Mk 9, 38-41	3a	Zusammenarbeit
Mk 9, 42	5b	Verführung
Mk 9, 43-47	9c	Selbstbeschneidung
Mk 10, 43	2d	Rangstreitigkeiten
Mk 11, 12-14	3f	Fruchtlosigkeit
Mk 11, 15-19	9a	Eifer
Mk 11, 20-26	3f	Fruchtlosigkeit
Mk 11, 24	1e	Vertrauen
Mk 11, 25	7c	Vergebung
Mk 12, 13-17	4d	Zwischen Loyalität und Protest
Mk 13, 5-6	5c	Irrwege
Mk 13, 7-13	8f	Durchhalten
Mk 14, 3-9	2b	Verschwendung
Mk 14, 66-72	4e	Zwischen Freundschaft und Feigheit
Lk 2, 41-52	3b	Unverständnis
Lk 4, 1-13	4f	Zwischen Macht und Dienst
Lk 4, 16-30	6d	Ablehnung

Lk 5, 27-32	5d	Verdächtigungen
Lk 5, 33-35	2f	Kleinlichkeit
Lk 5, 36-39	4c	Zwischen alt und neu
Lk 6, 1-5	2f	Kleinlichkeit
Lk 6, 20-26	9d	Gerechtigkeit
Lk 6, 27-36	9e	Feindesliebe
Lk 6, 31	8d	Respekt
Lk 6, 41-42	7a	Selbsteinschätzung
Lk 7, 36-50	2b	Verschwendung
Lk 8, 4-8	8c	Beharrlichkeit
Lk 8, 11-15	8c	Beharrlichkeit
Lk 9, 46-48	2d	Rangstreitigkeiten
Lk 9, 49-50	3a	Zusammenarbeit
Lk 9, 51-56	3c	Unfreundlichkeit
Lk 10, 38-42	2a	Geschäftigkeit
Lk 11, 4	7c	Vergebung
Lk 11, 5-8	1d	Bitten
Lk 11, 9-13	1e	Vertrauen
Lk 11, 24-26	1c	Vergessene Vorsorge
Lk 12, 8-10	6f	Verhärtung
Lk 12, 22-32	1a	Sorgen
Lk 13, 6-9	3f	Fruchtlosigkeit
Lk 14, 7-11	2e	Bescheidenheit
Lk 14, 11	2d	Rangstreitigkeiten
Lk 14, 15-24	3d	Ausreden
Lk 14, 28-32	1b	Planen
Lk 15, 25-32	6b	Missgunst
Lk 16, 13	4b	Zwischen Gott und Geld
Lk 17, 1-2	5b	Verführung
Lk 17, 3	7b	Ermahnung
Lk 17, 3-4	7d	Pflicht zur Vergebung
Lk 17, 7-10	8b	Pflichterfüllung
Lk 18, 1-7	1d	Bitten
Lk 18, 14	2d	Rangstreitigkeiten
Lk 19, 11-23	3e	Passivität
Lk 19, 45-48	9a	Eifer
Lk 20, 20-26	4d	Zwischen Loyalität und Protest
Lk 21, 8	5c	Irrwege
Lk 21, 12-19	8f	Durchhalten
Lk 22, 26	2d	Rangstreitigkeiten
Lk 22, 55-62	4e	Zwischen Freundschaft und Feigheit

Joh 2, 13-22	9a	Eifer
Joh 6, 66-69	8e	Unbeirrbarkeit
Joh 7, 24	2c	Oberflächlichkeit
Joh 8, 1-11	7f	Barmherzigkeit
Joh 9, 1-12	7f	Barmherzigkeit
Joh 9, 35-41	7f	Barmherzigkeit
Joh 12, 1-2	2a	Geschäftigkeit
Joh 12, 3-8	2b	Verschwendung
Joh 13, 34-35	9f	Liebe
Joh 14, 13-14	1e	Vertrauen
Joh 15, 7	1e	Vertrauen
Joh 15, 17	9f	Liebe
Joh 15, 18 – 16, 4	6e	Hass
Joh 16, 23-24	1e	Vertrauen
Joh 18, 15-18	4e	Zwischen Freundschaft und Feigheit
Joh 18, 25-27	4e	Zwischen Freundschaft und Feigheit